

Erscheint täglich außer Sonntagen.  
Zusätzlich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis  
für beide Ausgaben 70 Pf. pro Woche, 3 M. pro Monat.  
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

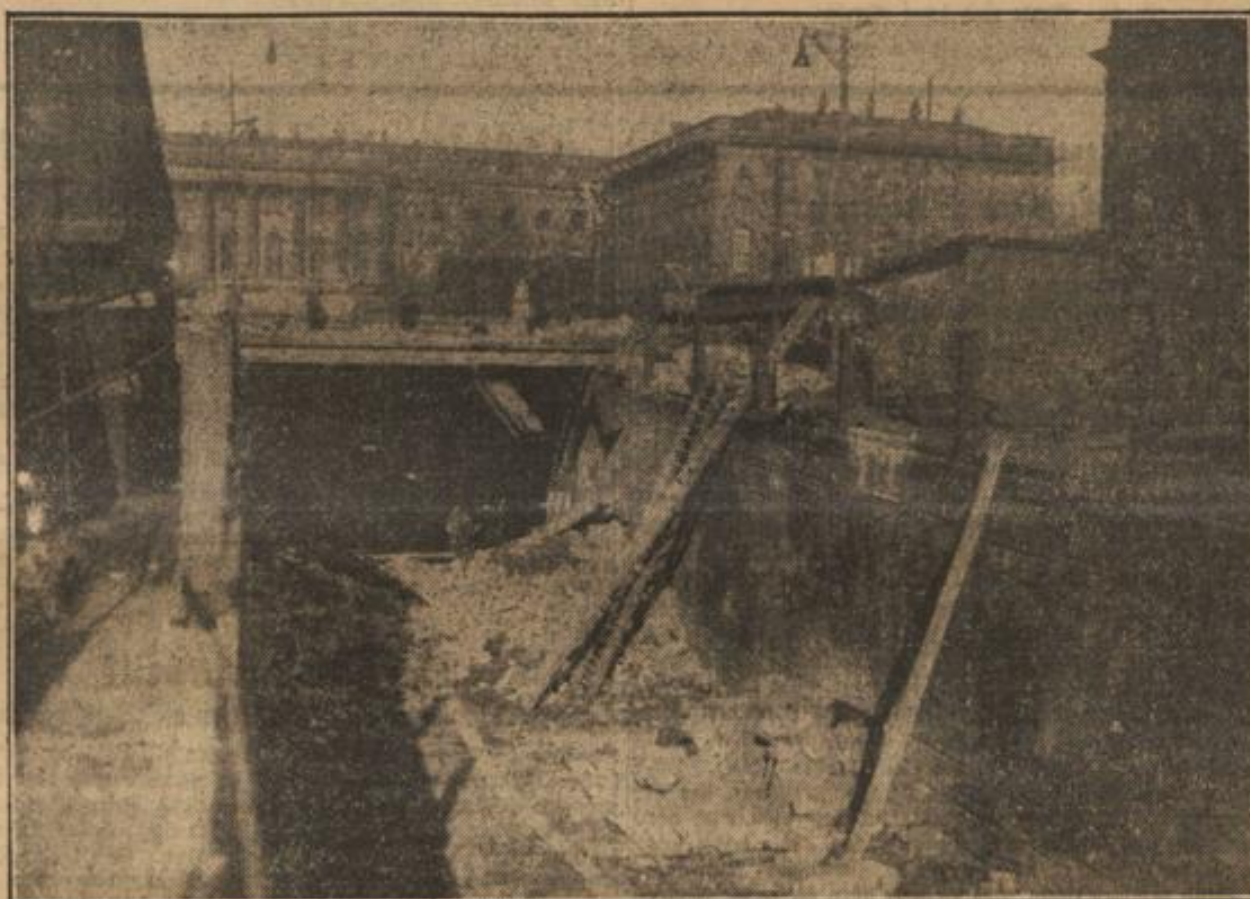
Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareillezeile  
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.  
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,  
Berlin Nr. 37 536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

## Notfschrei einer Mutter!

Wilhelms Lindentunnel verschwindet

Sinter den Kulissen des Putzsches



Von dem „berühmten“ Linden-Tunnel, der vor dem  
Kriege „auf Befehl Seiner Majestät“ gebaut werden  
musste und noch während des Krieges in Betrieb genommen  
wurde, wird jetzt der westliche Zweig unter dem Opernplatz  
als überflüssig wieder zugeschüttet. Das „Stolze Werk“, das

auf Wilhelms II. Kommandowort „Nicht drüber weg, sondern  
unten durch!“ entstanden war und den nach Berlin kommenden  
Fremden als „ein Denkmal unserer Zeiten Schande“ galt, hat  
eine runde Million Mark gekostet, was nach  
damaligen Begriffen eine ganz nette Stange Gold war.

Die heute von uns veröffentlichten Wiktinger-Briefe  
geben ein ausschlufreiches Bild aus dem „seelischen“ Innen-  
leben Ehrhardts und seiner Leute, wenn das Wort Seele  
nicht eine Blasphemie angesichts dieses Rohheitsgrades dar-  
stellt. Eine gramgebeugte Mutter, die ihre Söhne für die  
Putzsch- und Attentatspläne der D. C. geopfert hat, wendet  
sich an den Chef um eine Hilfeleistung — Stellung eines  
Verteidigers —, die in allen politischen Parteien selbstver-  
ständliche Pflicht der Organisation ist. Herzlos und  
faltchnäuzig wird sie von Ehrhardt abge-  
wiesen, der trotz seiner Vermählung mit der  
Prinzessin Hohenlohe für solche Zwecke kein  
Geld zu besitzen behauptet. Ernst v. Salomon, um den es  
sich hier handelt, war einer der Helfer beim Rathenau-  
Morde und an dem veruchten Fememord in Bad Nauheim  
beteiligt. Ehrhardts einzige Sorge geht dahin, daß v. Salo-  
mon nicht etwa einen Verteidiger erhält, der die Hinter-  
gründe der D. C. und der Morde im Interesse seines Klienten  
vor Gericht aufdeckt!

### Der Brief einer enttäuschten Mutter.

Frankfurt a. M., 10. Februar 1927.  
Herrn Kapitän Ehrhardt!  
Durch Herrn Ledig,  
Magdeburg,  
Otto-v.-Guericke-Str. 58 bei Baldamus.  
Sehr geehrter Herr Kapitän!

Als eine Frau, die von der Politik sich immer fernhielt, die aber  
ihre drei Söhne einen nach dem anderen gehen ließ, weil ihr Herz  
ihnen befahl, sich dem Dienst für das Vaterland zu widmen, wende  
ich mich heute an Sie,

um mir Gewißheit zu verschaffen, ob die Sache, für die mein  
Sohn Ernst sein Lebensglück opferte, dieses Opfer wert gewesen ist.

„Die Treue ist das Mark der Ehre“ schreiben Sie in einem  
Flugblatt, welches die Ziele der durch Ihren Namen gedeuteten Be-  
strebungen erläutert. Mein Sohn Ernst, mit glühender Hingabe  
einst der Idee der Brigade Ehrhardt zugehörig, ist seit fünf  
Jahren im Zuchthaus. Sie wissen selbst und aus eigener Er-  
fahrung zu gut, welch furchtbares Leiden in diesen Worten  
„Fünf Jahre Zuchthaus“ liegt. Mein Sohn ist Idealist, ihm hat sich  
hinter den Zuchthausmauern die Welt mit einem seiner früheren  
Kameraden verflärt, und er sieht manches in einem Schein, der  
mir, als einer Frau, die in den letzten Jahren mit den Augen der  
Wirklichkeit sah, doch stark verklärt erscheint. Der Bund, dem sich  
mein Sohn Ernst damals anschloß, und der die

löbenden Worte von Kameradschaft und Treue

so vor sich hertrieb, ist heute drauf und dran, meinem Sohn das  
Schicksal zu zerstören, was ihn noch aufrecht erhält. Ich möchte Ihnen  
nur einiges zu bedenken geben:

mein Sohn hat niemals von Ihnen oder Ihrem Bund oder einem  
seiner früheren Kameraden auch nur ein Lebenszeichen, ge-  
schweige denn eine Hilfe erfahren.

Auf die Bitte seiner Braut, eine geringe Summe für eine un-  
umgängliche Zahnbehandlung zur Verfügung zu stellen,  
erhielt sie von Ihrem Bureau in München die Antwort,

daß für solche Zwecke kein Geld da sei.

Das war das einzige Mal, daß der Bund sich überhaupt  
äußerte.

Ich weiß sehr wohl, als Gattin eines der bedeutendsten Krimi-  
nalisten, inwieweit mein Sohn schuldig ist, der keine Geheimnisse  
vor seiner Mutter hatte;

ich kenne aber auch die tiefsten Gründe und die Personen, welche  
die eigentliche Schuld, die sittliche, vor ihrem Gewissen zu ver-  
antworten und zu tragen haben.

Seit einem halben Jahre schwebt gegen meinen Sohn Ernst ein  
neues Verfahren in einer Angelegenheit, welche Sie kennen.  
(Rauheimer Mordversuch. Red. d. B.) Die Erledigung des Ver-  
fahrens, der Erfolg eines Prozesses, hängt von den Möglichkeiten der  
Bestellung eines guten Anwaltes ab. Einem Anwalte, der  
nicht nur die Sache meines Sohnes so nebenher führte, der nicht nur  
am Verhandlungstag seine Aktenordner führte, sondern der  
persönlich Anteil nimmt am Schicksal meines Sohnes, um den es sich  
hier handelt, der meinen Sohn besuchte, kurz, der inneren Anteil an  
seinem Klienten hat. Ein solcher Anwalt kostet Geld, das ich aus  
meinen Privatmitteln nicht aufreiben kann. So habe ich mich vor  
geraumer Zeit einmal an Herrn v. Fichte in Kassa gewandt, der mir  
aber mit höflichen nichtsagenden Worten antwortete. Heute schreibe

## Die 35 Toten von Moriago.

Das Massenunglück im italienischen Kino.

Die Kinobrandkatastrophe von Moriago an der Piave  
ist nach den vorliegenden Meldungen viel entsetzlicher, als  
man anfangs annahm.

In dem kleinen italienischen Ortchen befand sich nur dieses  
einzige Kino, das in einer Weise angelegt war, die zu den  
schwersten Vorwürfen gegen die Aufsichtsbehörden berechtigt:  
man mußte eine Treppe hochsteigen, unten befand sich ein Heu-  
speicher, alles, selbst der Vorführungsraum, war aus Holz,  
und im Ru stand

das ganze Gebäude in Flammen.

Besonders unglaublich ist es, daß sich die einzige Tür des Raumes  
nach innen öffnete und so bei dem furchtbaren Drängen die stich-  
tenden Besucher förmlich eingekerkert waren. Nach langem  
Mühen glückte es einigen beherzten Männern, eines der ver-  
gitterten Fenster zu zerstören, worauf ein Teil des Publikums  
aus dem Fenster sprang, um mit mehr oder minder schweren Ver-  
letzungen sich ins Freie zu retten.

Die Toten, 35 an der Zahl, sind tödlich verkohlt und  
verstümmelt;

mehr als 80 Verletzte sind zu verzeichnen. Ganz Moriago trauert.  
Es doch fast keine Familie von dem entsetzlichen Unglück ver-  
schont geblieben! Bis zum Morgen dauerte der Brand, und ver-  
zwelfelte Mütter, die ihre Kinder suchten, mußten mit Gewalt ver-  
hindert werden, in die Flammen zu stürzen. In den frühen  
Morgenstunden fiel das Gebäude zusammen, und nun erst  
konnte die Feuerwehr den Brand endgültig löschen.

Wie bei der furchtbaren Schiffskatastrophe der „Priaci-

pessa Masalda“, haben auch hier die Aufsichtsbehörden des  
Mussolinischen Ordnungsstaates vollkommen versagt.

### Neue Schiffskatastrophe.

Kopenhagen, 28. Februar.

Wie aus Kopenhagen gemeldet wird, ist der isländische Dampfer  
„Jon Forsell“ an der isländischen Küste gestrandet. In-  
folge der gewaltigen Brandung war eine Rettungsaktion ausge-  
schlossen. Die Hälfte der Besatzung wurde vom Seegang über Bord  
gespült, wobei 13 Mann ertranken. Nach vielen Bemühen  
gelang es, neun Mann zu retten. Drei Leute befinden sich  
noch an Bord und können vermutlich nicht geborgen werden.

### Kampf der Werkzeugmacher.

Die Unternehmer beraten noch.

Die Lage im Streit der Berliner Werkzeugmacher  
hat sich bisher nicht wesentlich verändert. Es sind heute  
noch etwa 100 Werkzeugmacher aus einigen Spezial-  
betrieben in die Bewegung einbezogen worden, so daß  
zurzeit etwa 1100 Werkzeugmacher im Kampfe stehen.

Ueber die Beschlüsse der Unternehmer vom Ver-  
band Berliner Metallindustrieller, die heute vormittag  
zu dem Streit Stellung nehmen, ist ebenfalls noch nichts  
bekannt geworden. Ob die Bewegung einen größeren  
Umsfang annehmen wird, hängt ganz von der Haltung der  
Unternehmer ab.

ich Ihnen, und zwar nicht als eine Betende, wo es sich um Selbstverständlichkeiten handelt, sondern lediglich darum, um mit Gewisheit zu verschaffen:

muss ich meinem Sohne seine letzten Illusionen zerlösen

oder hat er doch — sagen wir — nicht ganz Unrecht. Für meinen Sohn stehen wieder mehrere Jahre Freiheitsstrafe auf dem Spiel. Für den Anwalt brauche ich mindestens 1500 Mark, möchte schon 2000 Mark haben, da die Verhandlung fünf Tage in Anspruch nehmen wird. Das sind für Sie und Ihren Bund, ich bin genau darüber unterrichtet — Kleinigkeiten. Werden Sie — nicht meiner Bitte — sondern einer Pflicht nachkommen oder nicht? Das ist es, was ich sehr bald zu beantworten bitte.

Mit vorzüglicher Hochachtung!

Frau Anette v. Salomon.  
Kochschilb-Allee 24 I.

### Ehrhardt verweigert jede Unterstützung!

Kapitän Ehrhardt.  
Einschreiben.

München, den 8. März 1927.  
Sendlingerstraße 1 III.

An Frau A. v. Salomon.

Frankfurt a. M.

Sehr verehrte gnädige Frau!

Ich bestätige Ihren Brief vom 10. Februar 1927. Es bestand für mich kein Zweifel, daß Sie diesen Brief nicht von sich aus geschrieben haben (!! Red. d. B.), sondern irgendwelche

### Lichnowski.



Der bekannte Diplomat, der wegen seiner Haltung im Kriege aus dem Preussischen Herrenhause entfernt wurde, ist gestorben.

Persönlichkeiten Sie zu diesem Briefe veranlaßt haben. Wie Ihnen wohl inzwischen bekannt sein dürfte, ist von befreundeter Seite für die Verteidigung Ihres Sohnes gesorgt worden.

Es ist ausgeschlossen, daß ich persönlich oder gar der Bund Gelder für einen Verteidiger zur Verfügung stellen können.

den wir nicht zum Verteidiger benannt haben, den wir nicht kennen, dessen politische Einstellung uns unbekannt ist, kurz, von dem wir nicht wissen können, ob er in schärfster Form lediglich die Interessen Ihres Sohnes vertritt. (Ehrhardt will allerhöchstens aber einen Verteidiger stellen, der gegen die Interessen seines Klienten nicht diesen sondern die D. C. schützt! (Red. d. B.))

Sanz abgesehen davon, daß weder ich noch der Bund wirtschaftlich in der Lage sind, derartige Kosten zu tragen, muß ich auch aus obigen Gründen jegliche Zahlung ablehnen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Ehrhardt.

### Ebert-Gedächtnisfeier.

Heute abend auf dem Gendarmenmarkt.

Zu der heute 20 Uhr auf dem Gendarmenmarkt stattfindenden Ebert-Gedächtnisfeier treten die Ortsvereine des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold wie folgt an:

Mitte: 18 1/2 Uhr Gendarmenmarkt, Ordnungsdienst. Tiergarten: Moabit 18 1/2 Uhr Kleiner Tiergarten, Westen 19 Uhr Hochbahnhof Bismarckstraße, Gemeinlamer Treffpunkt 19 1/2 Uhr Kastanienwäldchen, Wedding: 18 1/2 Uhr Ufer, Ede Martin-Opth-Strasse, Prenzlauer Berg: 19 Uhr Bezirksamt Danziger Strasse, Friedrichshain: 18 1/2 Uhr Rüsttrier Platz, Kreuzberg: 19 Uhr Waldeckplatz, Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg, Steglitz, Zehlendorf: 19 1/2 Uhr Hausvogtelplatz, Spandau 19 1/2 Uhr Hausvogtelplatz, Tempelhofer: 18 1/2 Uhr Bahnhof Tempelhof, Neudölln-Brig: 18 1/2 Uhr Kaiser-Friedrich, Ede Reuterstraße, Treptow: 19 Uhr Köpenicker Park, Köpenick: 19 Uhr Wasserbrücke, Dichtenberg: 18 1/2 Uhr Neue Bahnhof, Ede Boxhagener Strasse, Weiskense: 18 1/2 Uhr Seehofstraße Ede Berliner Allee, Bantow: 18 1/2 Uhr Bornholmer Strasse Ede Schönhauser Allee, Reinickendorf: 19 Uhr Steintiner Bahnhof.

Alle republikanischen Parteien haben ihre Mitglieder zur Beteiligung an der Veranstaltung aufgefordert.

# Hafenkreuzler prügeln einen Pfarrer

## Der Ueberfall auf Pfarrer Studé. — Göbbels kneift vor Gericht.

Neben dem Nationalsozialisten, Schriftsteller Göbbels, sitzt auf der Anklagebank vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte der Zimmermann Schulz. Der erstere wird angeklagt, zu Gewalttätigkeiten aufgereizt zu haben, der letztere, weil er mit einem Werkzeug einige gefährliche Körperverletzungen verübt hat. Als Ankläger tritt der Pfarrer der Reformgemeinde, Studé, auf. An seinem Schädel ist am 4. Mai 1927 ein Bierseidel des Kriegervereinshauses zerschlagen worden. Herr Göbbels, der Führer der Berliner Nationalsozialisten, hatte damals hier eine Protestversammlung seiner Anhänger einberufen. Das Deckthema hieß: „Das Volk in Notwehr. Rettet es Herr Jakob Gobbelschmidt?“ In Wirklichkeit aber hatte es Herrn Göbbels die Presse angetan, die die Hitler-Gastrolle am 1. Mai im Clou der Würde des Ereignisses gemäß entsprechend glossiert hatte. Mit dieser „infamen Judenpresse“ sollte Abrechnung gehalten werden.

Die Versammlung war gut besucht. Die Hitler-Anhänger hofften, ihren Münchener Göhen bejubeln zu dürfen; statt seiner sprach aber Göbbels. Dieser ging mit den Hitler-Kritikern scharf zu Gericht, insbesondere gegen zwei fuhr er das schwerste Geschütz seines nationalsozialistischen Jargons auf: gegen den Redakteur des „Vokal-Anzeigers“, Krieger, und gegen den Berichterstatter des „Montag-Morgen“, Graeg. Ein Kollege der Herrn Krieger, auch ein Redakteur des „Vokal-Anzeiger“, hatte vor Beginn der Versammlung dem Göbbels einen Zettel zugesteckt, auf dem zu lesen stand, daß Herr Krieger, von seiner Redaktion beauftragt, die Hitler-Versammlung zu besuchen, erklärt habe, er gehe nicht in diesen Affenstall. Ob dieser Bemerkung des nationalen Redakteurs des Scherl-Verlags war der nationalsozialistische Göbbels nollends aus dem Häuschen geraten. So schmeiterte er in die Versammlung hinein.

„Nicht ein nationaler Mann ist dieser Redakteur eines sich national gebärdenden Blattes, sondern ein Jude oder ein Juden-knecht. Merkt euch seine Adresse!“

Wenn er auch keine nationalsozialistische Kopfmassage verdient,

näher anheben solltet ihr euch ihn.“ Dann folgte Nr. 2, Herr Graeg. Das ist nur ein Deckname, ich will ihn beleidigen, damit er seinen Namen nennt und ihr euch auch diesen merken könnt. Er ist eine ganz gemeine Judenfaul.

In diesem Augenblick entstand der Tumult. Pfarrer Studé war ganz zufällig in die Versammlung gekommen, hatte sich den letzten Teil der Göbbelschen Rede angehört und ließ in dem Augenblick, als „das Viechische Gelächter“ — wie er heute vor Gericht sagte — nach dem Ausdruck „gemeine Judenfaul“ erscholl, zu einem in seiner Nähe stehenden Hitler-Jüngling gelangt:

„Und Sie sehen ja auch aus wie ein germanischer Jüngling.“

Totenstille entstand zuerst rings herum. Dann ertönte der Ruf: „Schmeißt ihn raus!“ Im nächsten Augenblick, ein Bierseidel zerplittert an seinem Schädel, dann schloß ihn der germanische Jüngling, der Leiter der Berliner Sportabteilung der Nationalsozialisten, Schulz, mit dem bewußten Polstergreif an, von allen Seiten hagelten Bierseidel auf den Pfarrer nieder, es entfiel ein allgemeiner Tumult, Pfarrer Studé langte blutüberströmt auf der Straße an und begibt sich ins Krankenhaus. Die Anklageschrift geht davon aus, daß die Kopfmassage, die von Göbbels in seiner Rede erwähnt und gleich hinterher an Pfarrer Studé angewendet worden war, die nämliche ist, die von Herrn Göbbels in den nationalsozialistischen Briefen am 1. April empfohlen wurde.

Herr Göbbels erklärt aber vor Gericht, daß er unbedingter Gegner jeden persönlichen Terrors sei, und daß er nicht im leisesten die Absicht gehabt habe, in der Versammlung am 4. Mai gegen Gewalttätigkeiten aufzutreten. Und Herr Schulz beteuert, daß er den Provokateur nur habe herausgeschmeißen wollen, im übrigen aber seine Arme schützend über ihn gehalten habe. Pfarrer Studé konnte nicht mit Bestimmtheit sagen, ob es Schulz gewesen sei, der den germanischen Bierseidel an seinem Kopf zerplittert habe.

Zu der Verhandlung sind 30 Zeugen geladen; das Urteil ist erst in den Abendstunden zu erwarten.

## Die Junker drohen...

### Was unternimmt die Regierung?

Auf einer deutschnationalen Tagung in Stolp hat der Vorsitzende des Landesverbandes Pommern der deutschnationalen Volkspartei, Abgeordneter Schlangenschöningen u. a. folgendes gesagt:

„Es ist grotesk, dies aussprechen zu müssen, aber es ist die Wahrheit wie kämpfen hier mit doppelter Front gegen den Gegner jenseits der Grenze und gegen die eigene preussische Regierung, die uns auf vorgeschobenem Posten im Rücken läßt, ja aus parteipolitischen Gründen bei jeder Gelegenheit in den Rücken fällt.“

Der Redner sprach dann weiter davon, daß die „Gegner“ in der preussischen Regierung sich bewußt sein sollen, daß sie Schuld und Verantwortung tragen, wenn aus der Wirtschaftserschütterung die Staatserschütterung folgt.

Die deutschnationalen Agitatoren gebrauchen seit einiger Zeit Methoden, die die Autorität und Sicherheit des Staates bewußt untergraben. Die Folgen derartiger Strupellosigkeit haben sich in Göttingen schon bemerkbar gemacht. Hier führte auf einer Tagung des hannoverschen Landbundes der Vorsitzende Herr Cord Cordes u. a. aus:

„Die Weimarer Verfassung ist die Wurzel alles Übels. Abschaffung des Wahlrechts, Störung des Einkammersystems, das ist das Notwendigste. Im geeigneten Augenblick darf man auch vor der Anwendung von Gewalt nicht zurückschrecken. Wir lassen uns nicht von unserer Scholle vertreiben. Die „Teutonenmut“ kann auch anders. Wenn befohlen wird: Das Gewehr über, die weiße Armee steht bei Göttingen, dann hat alles zu gehorchen und dann...“

Landbündler, die aus der Versammlung kamen, verprügelten daraufhin einen Verkäufer des sozialdemokratischen Göttinger „Volkblattes“, raubten ihm die Blätter und verbrannten sie auf offener Straße. Den aufreizenden Worten folgte der Gewalttät.

Die preussische Regierung hat allen Anlaß, vorbeugend einzuschreiten. Das Ziel der Schlangenschöningen und Cordes ist offenbar die Stabilisierung des Landbündlerterrors für die Zeit der Wahlen. Die Regierung sollte rechtzeitig dafür sorgen, daß den Herrschenden die Lust vergeht, sich als die wilden Männer aufzuspielen.

## Ein Rätsel.

Heute komm' ich nicht ins Reine  
Mit dem schwierigen Problem:  
Die Regierung — ist sie eine?  
Starb sie ab? Lebt sie trotzdem?

Gleicht sie einem Huhn, das flattert,  
Ob der Kopf auch abgehackt?  
Ist sie wie ein Maul, das schnattert,  
Während still der Rumpf versackt?

Blüht nach Art der Hyazinthen  
Ohne Erde sie und Topf?  
Saugt sie, fehlt der Körper hinten,  
Weiter gleich dem Bandourmkopf?

Hier besteht ein Zwischenzustand,  
Wie der Kundige bemerkt,  
Sonst befände sich im Ruhstand,  
Unser Oskar Zappelherg.

Mancher starb von Honkershänden,  
Als sein Kopf vom Blocke sprang.  
Hier: der Block ist am Verenden —  
Und der Kopf lebt stundenlang!

Jonathan.

## Schiele und der Reichswehrspeck.

### Ein Dementi und einige Fragen.

Der Reichsernährungsminister Schiele fährt fort, in der Speckangelegenheit nach Beforschen Muster zu dementieren. In einer neuen Erklärung von heute früh wird zu unseren Veröffentlichungen im gestrigen „Abend“ nochmals ausdrücklich festgestellt, daß das Reichsernährungsministerium keine Kredite an die Berliner Bacon-Company gegeben habe und daß das Reichsernährungsministerium nicht bei der Einsetzung des Paters des deutschnationalen Abgeordneten Treutmann zum Aufsichtsratsvorsitzenden beteiligt ist.

Demgegenüber müssen wir an Herrn Schiele die Frage richten, ob er persönlich etwa die Kredite vermittelt bzw. aus einem besonderen Fonds angewiesen habe, wenn es sein Ministerium nicht gewesen ist, und gleichfalls müssen wir ihn fragen, ob er sich denn etwa als Privatmann für die Wahl von Treutmann eingesetzt hat, wenn sein Ministerium von diesen Dingen nichts zu wissen vorgibt.

## Lehrer ohne Arbeit!

### 21 000 junge Pädagogen warten auf Beschäftigung.

Dem Landtag ist eine Uebersicht über die Zahl der stellenlosen Schulamtsbewerber in Preußen nach dem Stande vom 15. September 1927 zugegangen. Nach dieser Uebersicht bestehen in Preußen insgesamt etwa 110 000 Lehrerstellen. Die Zahl der Bewerber betrug am Stichtag fast 36 000. Von diesen sind im öffentlichen Schuldienst auftragweise oder vertretungsweise 12 000 und als Hilfslehrer fast 3000 beschäftigt. Ohne Beschäftigung im Schuldienst verbleiben danach fast 21 000 Junglehrer, von denen in einem Fremdbetrieb 10 500 tätig waren.

## Durch Draht und Funk.

Die Kammer in Rom war am Montag vollständig verammelt, um die bestellte Rede Mussolinis gegen Oesterreich anzuhören. Mussolini erschien jedoch nicht. Der italienische Gesandte in Wien Avelli erstattete statt dessen Mussolinis Bericht über die Debatte im Wiener Nationalrat über Südtirol. Die Fachstellenpresse behandelt die Angelegenheit nicht mehr.

Albaniens Präsident Ahmed Zogu hatte vor acht Tagen beim Völkerbund eine Hilfsaktion gegen die Hungersnot in Nordalbanien beantragt. Jetzt zog Zogu das Gesuch wieder zurück; Albanien darf ohne Roms Genehmigung den Völkerbund nicht einmal um Hilfe bitten!

Der litauische Gesandte in Riga übergab der dortigen polnischen Gesandtschaft die neueste Note Bobdenaros an Pilsudski.

Der Ministerialdirektor im englischen Außenministerium Gregory wurde mit Dienstentlassung bestraft, weil er jahrelang in ausländischen Werten spekuliert hatte. Ein zweiter hoher Beamter wurde aus dem gleichen Grunde aufgefordert, sein Abschiedsgesuch einzureichen, einem dritten wurde die Pension gekürzt. Gregory hat 1924 gegenüber MacDonald die Echtheit des Sinowjew-Briefes behauptet und in seiner Abwesenheit die Note an die Sowjetunion abgehen lassen.

Der Magistrat von London verbot die Aufführung des Cavelli-Films vor geladenem Publikum in der Albert-Hall. Im Unterhaus wandte sich Chamberlain gegen die geschäftliche Ausnutzung der Cavelli-Tragödie.

Im Auftrage des Reichskanzlers hat der Präsident des Landesfinanzamts Karlsruhe am Grabe des Reichspräsidenten Ebert anlässlich der Wiederverkehr seines Todestages namens der Reichsregierung einen Kranz mit schwarzrotgoldener Schleife niedergelegt.

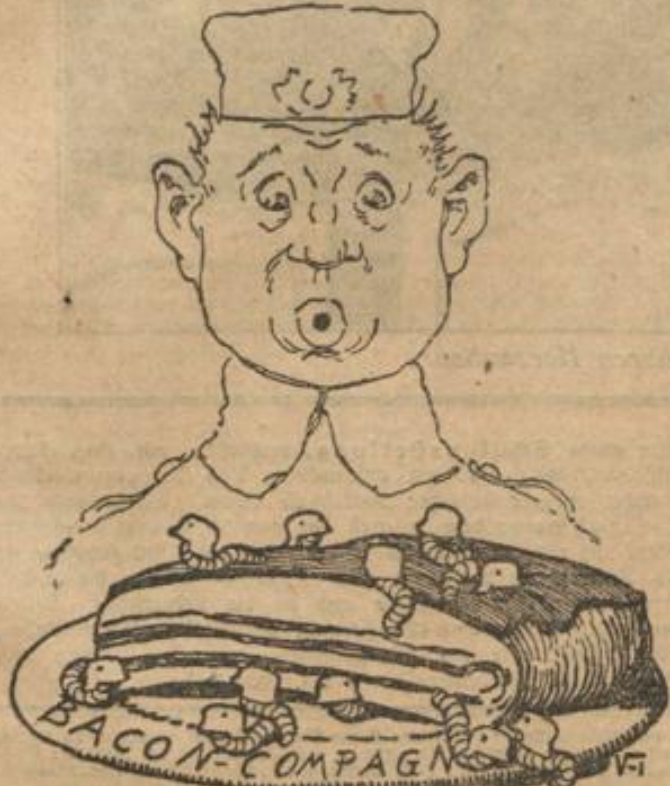
In Warschau sind 15 jugendliche Personen wegen Zugehörigkeit zum kommunistischen Jugendverband zu Jugendstrafen von 3 bis 7 Jahren verurteilt worden.

## Bereinigung in der Luftfahrt?

Die Opposition fordert Rechenschaftslegung über die Luftfahrtgelder.

Die Enthüllungen des „Abend“ über die Mißstände in der deutschen Luftfahrtwesen, und insbesondere über die Verteilung der Aufträge an die einzelnen Firmen haben ein parlamentarisches Nachspiel gehabt. Jedenfalls ist den Parteien das Vergnügen, Ausgaben für die Luftfahrt ohne weiteres nach den Vorschlägen des Verkehrsministeriums zu bewilligen, einigermassen vergangen. So verlangte die Sozialdemokratie im Haushaltsauschuss des Reichstages eine Reihe von Kürzungen der

## Kpt. Lohmanns Speckgeschäfte.



Schon wieder madiger Speck bei der Reichswehr!

Ausgaben und forderte überdies schriftliche Auskunft darüber, wie die Gelder zur Förderung der Flugzeug- und Motorenindustrie bisher verteilt wurden. Außerdem sollen vom nächsten Rechnungsjahr ab vierteljährliche Nachweisungen über die Verwendung dieser Beträge gegeben werden. In gleicher Weise sollen die Beihilfen für Luftfahrtunternehmen nach bestimmten Grundätzen gehandhabt und die Ausgaben fortlaufend nachgeprüft werden.

In der Begründung dieser Anträge wies der sozialdemokratische Abgeordnete Schumann-Frankfurt darauf hin, daß die bisherige Geheimwirtschaft in der Luftfahrt aufhören müsse und verlangte Sicherheit dagegen, daß nicht mit den bewilligten Geldern irgendeine Militärspekulation getrieben werde. Im einzelnen erkundigte sich der Redner nach den Verhältnissen bei den Bayerischen Motorenwerken und nach deren Beziehungen zu Castiglioni. Andere oppositionelle Abgeordnete schlossen sich dieser Kritik an. Daraufhin ließ die Regierung eine inhaltlich recht schwache Erklärung abgeben. Aus ihr ging hervor, daß der italienische Inflations-Spekulant Castiglioni auf Betreiben des Reichsverkehrsministeriums 1926 die Aktienmehrheit abgegeben hat. Die Einnahmen der Luftfahrt decken nur 30 Proz. der Ausgaben; die übrigen 70 Proz. zur Erhaltung des Luftverkehrs muß das Reich durch Zuschüsse aufbringen.

## Lohnkampf in der chemischen Industrie.

Zaristündigung für 18000 Arbeiter.

Der Verband der Fabrikarbeiter hat den Lohnvertrag für die chemische Industrie der Provinz Brandenburg, einschließlich Berlin, zum 31. März gekündigt. Von dem Vertrag wurden bisher etwa 18000 Arbeiter erfasst.

## Den 24. Geburtstag



feiert morgen Herr Adolf Winkler aus der Müllerstraße in Berlin. Er ist 1833 am 29. Februar, dem Schalttag, geboren, zählt also 96 Jahre. Aber da dieser Schalttag nur alle vier Jahre wiederkehrt, kann der alte Herr doch erst zum 24. Male seinen Geburtstag feiern.

# Montage im Ruhrgebiet.

Von Erich Grisar.

Zwischen den Städten Gelsenkirchen und Essen, da, wo sie über ein Stück un bebauten Geländes sich berühren, reden sich wie die Schwurfinger einer riesigen Hand zwei grellrote Türme gegen den Himmel. Neben ihnen erheben sich, zu gleicher Höhe bestimmt, zwei halb fertige Rohrstümpfe, die von Zeit zu Zeit rudertartig sich heben. Ditterwert selbgestützter Masten umsticht diese Säulen und gibt ihnen Halt.

Zwanzig Meter über dem Boden stehen Männer auf schwankem Gerüst und ziehen Schrauben in die Flanschen einer Rohrleitung, die an die mächtigen Türme sich schmiegt. Zehn Meter tiefer quälen andere Männer sich, ein in starken Seilen hängendes eisernes Treppenstück zu sich herüberzuziehen und es genau da, wo die bereits fertige Treppe endet, fest zu machen. Hin und her schwingen die Seile unter der Anstrengung der sich Mühenenden. Kommandos erklingen. „Führen lassen!“ „Kabel auf!“ „Noch einmal nachlassen!“

Unten auf der Erde stehen die Männer, die diese Kommandos befolgen, an riesigen Kabeln, die mit Bergen roter Ziegel beschwert und durch eingeschlagene Eisen verankert sind und richten den Blick gespannt nach oben. Mit Spannung verfolgen sie jede Bewegung des von ihnen emporgezogenen Arbeitsstückes, bis es an seinem Platz ist und die Kollegen oben auf dem Gerüst Böcher gefaßt haben. Schon sitzt die erste Schraube. „Hängen lassen!“ fällt ein Kommando in ihre Ohren. „S-o-o-t!“ ein neues Kommando. Die knarrende Kabelwinde stoppt plötzlich ab. Neue Minuten der Spannung. Dann oben ein Schrei. „Fest!“ Frei hängt die Seilrolle des Kabels im Winde. Ein Arbeiter hängt daran und läßt sich mit der sinkenden Rolle zur Erde, wo das nächste Treppenstück bereit liegt. Wieder Kommandos.

Zwanzig Meter entfernt reden die Mauern eines werdenden Maschinenhauses sich in die Höhe. Unaufhörlich tönt das Gescharr einer Betonmischmaschine. Am Mast eines Betonwerkens gleitet ein Bogen empor. In die Gießrinne entleert sich sein Inhalt. Die leitet ihn weiter in die aus rohen Brettern zusammengesetzte Form einer Wand, aus der wie die Stoppeln eines ungepflegten Gartens rostrote Eisenstäbe hervorragen.

Auf dem nahen Bahngleise einladen andere Arbeiter einen Wagon. Auf dicken Balken, mit kleinen, aber zielbewußten Rufen fortbewegt, schiebt das Gehäuse einer riesigen Turbine sich langsam vorwärts. In der Wand des Maschinenhauses klast schon ein Loch, durch das sie ihren Weg nehmen soll. Ein Deltant von ungeheurer Fassungsvermögen liegt, halb noch mit Sand und Lehm bedeckt, in der Erde neben einer werdenden Ammoniakfabrik. Ein Vermessungsbeamter steuert seine roten weißen Stäbe in den matschigen, überall aufgerissenen Boden. Tief sinken die noch des Einbaus harrenden gebogenen Bieche in die Erde. Bauholz liegt herum. Flansche, Bohrrohre, Ziegel. Bereit liegen Wasserleitungsrohre und Kraftkabel, die der aufgerissene Boden aufnehmen soll. Bauarbeiter rollen Zement- und Kalkfässer durch dieses Gewirr. Dieses Chaos einer werdenden Welt, deren künftiges Gesicht nur die Bauarbeiter und Monteure ahnen, die mit dicken Blaupausen in den Taschen über den Platz eilen und ihre Kommandos geben.

Sie sind die wenigen Wissenden in diesem Durcheinander der Arbeit, das den Männern in den zerfetzten, kalten oder lehm bespritzten Hosen, die mit harten, von Rost und Mennige geröteten Händen auf den Gerüsten stehen, nichts als ein riesiges Chaos ist, dessen Sinn sie noch nicht begreifen, weil niemand ihren Willen zu diesem Ziel, niemand ihre Schöpferkraft, jeder nur ihre Hände, ihre vom Hunger angepeitschte Arbeitskraft erwarb.

Und doch hätten sie Grund, stolz zu sein auf dieses Chaos, das durch die Arbeit ihrer Hände und durch ihren Mut zu einer Welt sich ordnet, die mit noch unbegreiflicher Macht in das Leben eines jeden von uns eingreift wird. Denn es ist eine jener riesigen Kataklysmen, die hier ersticht, die die Köhnen eines ganzen Bezirks aufleben soll in ihre Bestandteile. Gas wird hier aufsteigen, das über Provinzen hinweg ferne und fremde Herdstellen mit Licht und Wärme versehen wird. Farben werden sich lösen aus ihrer Gebundenheit, die das dumpfe Grau ganzer Städte mit ihrer Buntheit befeben werden. Leer wird hier gewonnen werden, der die Straßen des Landes von ihrem Staub befreien wird, aber auch Gift, die ganze Erde ihrer Männer berauben werden in einem kommenden Kriege, werden hier erstehen.

Und als Abfall all dieser Dinge wird zu Halben geschichtet werden, was früher einmal, in einer fast vergangenem Zeit, Sinn einer ganzen Produktion war: Rost. Für ihn wird die künftige Welt nur wenig Verwendung haben.

Doch von all diesem ahnen die Männer auf den Gerüsten noch nichts. Sie wissen nicht, ob dieses Werk, dessen Entstehen sie feiern, weil es sie erhält, sie festig oder unselig machen wird. Ob es Leben sein wird für sie oder Tod. Aber das wissen vielleicht die nicht einmal, die die Herren dieses Baues sind, der erst leben muß, um mit seinem Geheiß die zu beherrschen, die ihn schufen.

## Ein neuer Ruffenfilm.

„Das Ende von St. Petersburg“ im Normorhaus.

Der neue Ruffenfilm fügt zu den Triumphen, die seine Vorgänger bereits errungen haben, einen neuen Ruhmeskranz. Wieder sind es dieselben Methoden, die zum Siege führen: zunächst die geschlossene, einheitliche Weltanschauung, die bewußte Hervorhebung des Volkes als Helden, das sich freilich in einzelnen Personen verkörpert, die absolut sachliche Haltung, die Abkehr von jedem Theater, die Vermeidung der albernen amerikanischen Liebesgeschichte und anderes mehr. Das Thema ist ja immer das gleiche: der Aufstieg des russischen Volkes (unter Leitung der Bolschewisten) zur Freiheit. B. J. Pudowkin, der Regisseur der „Mutter“, hat die Geschichte einer ganzen Stadt, der von St. Petersburg, von der Vorkriegszeit an bis zur Oktoberrevolution in packenden Bildern zusammengefaßt.

Wundervoll legt der Film ein, die weite russische Ebene mit ihren Kornfeldern und der großen Armut ihrer Bewohner wird als das Rechenreferat der Großstadt Petersburg anschaulich vorgeführt. Jenseits namenloser Bauernhöfe muß wieder einmal auswandern, weil der Mäuler zu viele geworden sind. Er kommt nach Petersburg und erblickt die ungeheure Stadt mit ihren Denkmälern und Brunnbauten, mit ihren hohen Wetzsternen, in deren Höfen er zu verschwinden scheint, und ihren Fabriken. Wir erleben ein typisches russisches Arbeiterschicksal der Vorkriegszeit: sein Landsmann, bei dem er Unterkommen sucht, ist einer der Streikführer in den großen Werken von Ledebew. Das Streikkomitee wird verhaftet, die große Armee der zuwandernden Arbeitslosen gerät in Kampf mit den Ausgeperrten. Die Kriegsindustrie, die brutal die Arbeiter unterdrückt, ist die wahre Herrin des Landes, brüderliche Wille verkörpert sich in ihrem Vertreter Ledebew. Bezt bricht der Krieg aus,

die Berrücktheiten der Kriegsbegeisterung werden geprangert, ihre Bächerlichkeit durch einen Witz (die Augen eines Kaiserdenkmals, dem man einen Rosenkranz aufgesetzt hat, beginnen zu weinen) beleuchtet. Das Furchtbare des Krieges wird in den Schützengräben rücksichtslos enthüllt. In einem grandiosen Kontrast wird die große Transaktion, die gleichzeitig an der Börse und an der Front sich abspielt, einander gegenübergestellt. Immer wieder wird die Frage aufgeworfen, sowohl auf der deutschen wie russischen Seite: „Wofür sterben wir?“ Das Gegenbild zeigt es: für die Kriegsindustrie. Das Zarentum wird gestürzt, die nationaldemokratische Regierung unter Kerenski tritt an ihre Stelle, Kerenski wird als großer Phrasenredner entlarvt. Die weitere Entwicklung wird in streng bolschewistischer Gesichtsauffassung vorgeführt, übrigens sehr summartig; die Truppen gehen zu den Bolschewisten über, von der Peter-Pauls-Festung aus wird der Winterpalais beschossen, die bolschewistische Oktoberrevolution etabliert die Volksregierung.

Das Volk wird als Gestalter seiner Geschichte hingestellt, nicht die Führer, nicht die Komites sind es, die uns gezeigt werden, immer wieder ist es der einfache Mann aus dem Volk, der alles macht. Wie ein großes Symbol wirkt es, wenn die Arbeiterfrau zum Schluß mit ihrem Essentopf in das luxuriöse Winterpalais eindringt und die Prachtstiege hinaufsteigt, wo sie schließlich ihren Mann findet, denselben Arbeiter, der früher den Streik leitete und jetzt die Gewerkschafts-Aufstands in der Hand hat. Diese Frau ist die einzige Schauspielerin, die in dem Film mitwirkt, es ist dieselbe Baranowskaja, die in dem Goeki-Film die Mutter darstellte. Ihre strengen ersten Blicke passen auch diesmal wunderbar zu ihrer Rolle. Es ist ein besonderer Vorzug des Ruffenfilms, daß er neben den Massenwirkungen, die er von Grund aus beherrscht, immer eine Fülle interessanter Köpfe aus der Masse hervorzubringen versteht. Es sind keine Filmschauspieler, sondern frische, unerschöpfte Kräfte, die irgendwoher herbeigeholt werden. Was für ein prächtvoller Barock ist z. B. dieser Bauernjunge, der gewissermaßen die ganze Kraft des russischen Bauernvolkes veranschaulicht soll! Aber auch der Ledebew ist von einer Natürlichkeit, wie ihn unser Kunstfilm gewiß nicht besser auf die Beine bringen könnte. Die Photographie ist über jedes Lob erhaben, sie weiß das Hell Dunkel einer Kellerwohnung so gut auszunutzen, wie das Nachtschwarz oder auch die Vorgänge im vollen Licht. Wasser und Wolken sind ihr Symbole für die menschlichen und politischen Vorgänge, die Stimmungsvoll von ihnen umspielt wird. Ganz raffiniert sind einzelne Zuschnitte.

## Die Befreiung der Mohammedanerin.

Ein Interview der Königin von Afghanistan.

Der „Manchester Guardian“ bringt ein interessantes Gespräch über die Bemühungen der afghanischen Königin Luraja zur Befreiung der Frauen ihres Landes, das sie dem Vertreter der „Chicago Tribune“ in Brüssel gab. Die Königin sprach persisch und wurde von ihrem Bruder, Prinz Tarzi, als Dolmetscher unterstützt. „Ich bin die erste Frau in Afghanistan, die für eine Befreiung der Frauen meines Landes und für eine Frauenerziehung wirt“, erwähnte Königin Luraja in ihrem Gespräch. „Ich arbeite mit am großen Werk des Frauenfortschritts in der Welt, wenn auch abseits.“

Die Königin erklärte dann, daß sie die erste Mädchen-schule in Afghanistan ins Leben gerufen hat und erzählte von dem heftigen Widerstand der rückständigen Mohammedaner. Ein Aufstand brach aus, der jedoch vom König entschlossen unterdrückt wurde. Ein Gedenkstein in Kabul erinnert an den Kampf, der für die weibliche Erziehungsfreiheit geführt wurde.

„Zurzeit“, fuhr sie fort, „sind 800 Mädchen in dieser Schule und werden wie europäische Mädchen erogen. Meine Mutter leitete die Schule, und ich unterstütze sie, soweit ich vermag.“

Von ihrer Mutter, einer jhrischen Königin, lernte Königin Luraja die vier hauptsächlichsten Sprachen des „Nahen Ostens“ und bekam eine weit bessere Erziehung im Vergleich zu der anderer afghanischer Frauen. Sie klagte, daß sie in Afghanistan jedoch noch immer einen Schleier tragen müsse. Nicht so dicht wie ihn andere Frauen tragen, doch immer noch dicht genug, um ihr zartes, weißes Gesicht zu verbergen. Kein Afghanen — Verwandte ausgenommen — sah in Afghanistan ihr Gesicht, und britische Beamte in Indien wurden sehr in Erstaunen versetzt, als sie unverhüllt von einem indischen Hosen abtrifft. „Aber der Schleier ist das einzige Zugeständnis, das ich den mohammedanischen Traditionen mache“, fügte die Königin hinzu. Sie trägt europäische Kleidung, die in Paris verfertigt wird und kurz geschnittenes Haar.

Dann erwähnt der Bericht des „Manchester Guardian“ einige Dinge, die das afghanische Volk als Gegenleistung für die Bemühungen seiner Königin um die Freiheit der Frauen zu zahlen hat.

Gewöhnlich sendet sie prächtige afghanische Stoffe nach Paris, um dort die Kleidung anfertigen zu lassen. Auch ihre Hüte sind europäisch. Das herrliche Diadem und ihr Perlenkranz sind orientalisches. Für die gegenwärtige Europareise wendete die Königin 3200 Pfund Sterling allein für Kleidung auf. Die ganze Reise wird das königliche Paar nicht weniger als 180000 Pfund Sterling und möglicherweise mehr kosten.

Das königliche Paar! — Das heißt: das afghanische Volk muß zahlen. Eine teure Freiheit!

## „Der Piccolo vom goldenen Löwen.“

(Titanio-Palast.)

Wer recht von Herzen lachen will, der kann getrost in den „Goldenen Löwen“ gehen, dieses derangierte Gasthaus in einer heillos verpöhlerten Kleinstadt. Sie ist in erhebliche Aufregung geraten; denn es erscheinen ein kniefreier Kock und ein paar schöne Weine, die einer Gräfin gehören, die das verlassene Städtchen zu einem Kurort machen will. Aber die Gräfin ist eine Schwindlerin; dafür wird jedoch, damit die Kleinstadt eine wachsende Sensation behält und der Film sich eines wirklich guten Endes rühmen kann, der Piccolo vom „Goldenen Löwen“ durch eine Erbschaft Millionär.

Dieser für die Leitwand allkögligen Stoff verfilmt der Regisseur Carl Boele nicht auf eine neue, aber jedenfalls auf eine reizvolle Art. Er bietet, obwohl das ganze Thema nur eine einzige Berufung der lahmbuckelnden Kleinstädter ist, als Regisseur doch manche freundliche Abwechslung. Im Mittelpunkt steht Gusti Stark — Stettenbauer. Er wird zum großen Ereignis dieses Films. Diesen kleinen Kerl, den Konjunktur mit dem guten Herzen, muß ein jeder liebhaben. Ebenso ist Frick Kamper's ein äußerst sympathischer Wert. Außerdem kann lobend aller Darsteller gedacht werden, weil sie durch die keine Herausarbeitung ihrer Rollen dem Werke als Ganzem wesentliche Bedeutung verleihen.

# 19 Pfennig für einen Gut.

Graues Elend in der Puhbranche.

Seit jeher ist es das Bestreben der Unternehmer gewesen, besonders weibliche Arbeitskräfte rücksichtslos ihren Profitinteressen nutzbar zu machen. Vor kurzem mußte an dieser Stelle schon einmal auf das überaus traurige Los der Puharbeiterinnen hingewiesen werden. Wie groß aber das Elend gerade unter diesen Arbeiterinnen mit ihren kümmerlichen Löhnen ist, dafür bot erst eine öffentliche Versammlung der Berliner Puharbeiterinnen ein richtiges Bild.

„Können wir bei den Löhnen in der Puhbranche leben?“ lautete das Thema, das Veiter vom Hutarbeiterverband für seinen Vortrag gewählt hatte. Er konnte an Hand umfangreichen Materials nachweisen, daß die in der Puhbranche gezahlten Löhne nicht für das nackte Leben ausreichen. Die Unternehmer haben es verstanden, die Arbeiterinnen infolge ihrer teilweisen gewerkschaftlichen Gleichgültigkeit gefügig zu machen. Rücksichtslos werfen die meisten jede Arbeiterin auf die Straße, die es wagt, ihre tariflichen Rechte geltendzumachen. Das gilt für die Engros- und auch für die Detailbranche. Die Folge davon sind über 1000 arbeitslose Puharbeiterinnen in Berlin. Bei einer Firma hatten zum Beispiel Arbeiterinnen Anspruch auf wenigstens annähernd tariflichen Lohn erhoben und die Arbeit aufgegeben, als ihnen dieser verweigert wurde. Der Unternehmer stellte kurzerhand eine Bescheinigung aus, wonach die Arbeitsstätte „freiwillig“ verlassen worden sei. Dadurch ging den betreffenden Arbeiterinnen für die ersten vier Wochen die Erwerbslosenunterstützung verloren. Erst durch das Eingreifen der Organisation konnte eine Entscheidung des Tarifschiedsgerichts herbeigeführt werden, wodurch die Arbeiterinnen zu ihrem Rechte kamen.

Die Verelendung der Puharbeiterinnen hat so weit um sich gegriffen, daß sie sich ihrer traurigen Lage selbstschämen. Nur zögernd berichteten sie in der Aussprache über die wirklichen Verhältnisse in den Betrieben. Wochenlöhne von 8,75 M. und weniger sind keine Seltenheit. Vielesach werden für die vollständige Herstellung eines Huttes nur 19 Pf. Lohn gezahlt. Diese Elendslöhne sind die Ursache dafür, daß ein großer Teil der Puharbeiterinnen den äußerst geringen Verdienst noch durch bis in die Nachtstunden gehende Heimarbeit etwas „aufzubessern“ sucht. Der Verband wird den am 31. März ablaufenden Lohnvertrag für die Puhbranche kündigen. Es ist bereits eine Tarifvorlage für die kommenden Lohnverhandlungen ausgearbeitet worden.

## Pädagogischer Kongress Berlin 1928.

Aus Anlaß einer Tagung der im Jahre 1927 in London gegründeten „Internationalen Vereinigung der Lehrerverbände“, zu

# Freie Sozialistische Hochschule.



Vortragsabend im früheren Herrenhaus.

der die größten europäischen Lehrervereine gehören, findet in der Zeit vom 12. bis 17. April 1928 in Berlin ein Pädagogischer Kongress statt, den der Lehrerverband Berlin unter Mitwirkung der übrigen Lehrerverbände Berlins veranstaltet. Der Kongress bietet eine Reihe von Vorträgen über „Die neuzeitliche deutsche Volksschule“. Hervorragende Vertreter der Schulverwaltungen, der pädagogischen Wissenschaft sowie bekannte Lehrer und Lehrerinnen werden zu den wichtigsten Fragen der gegenwärtigen Schularbeit in der Volksschule Stellung nehmen. Den einleitenden Vortrag hat der preussische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung übernommen. Mit dem Kongress verbunden ist eine Reihe von Besichtigungen von Schulklassen in ihrer Arbeit, von bedeutungsvollen Schulaufstellungen, sozialen und wirtschaftlichen Unternehmungen innerhalb der Stadt Berlin.

Eine große Schulausstellung, verbunden mit einer Lehrmittelausstellung wird ein anschauliches Bild des gegenwärtigen Standes unserer deutschen Volksschule bieten. Einladungen zur Teilnahme an dem Kongress, der vom Reich, vom preussischen Staat und von der Stadt Berlin unterstützt wird, sind ergangen an die Unterrichtsverwaltungen aller Kulturstädte, an die Schulverwaltungen der Gemeinden und an die Lehrerschaft. Selbstverständlich können auch alle Freunde der Volksschule teilnehmen. Die Geschäftsstelle des Pädagogischen Kongresses befindet sich Berlin W 35, Potsdamer Straße 113, Billa 211.

Verantwortlich für die Redaktion: Eugen Wagner, Berlin; Anzeigen: Th. Glöck, Berlin. Verlag: Vorwärts Verlag G. m. b. H., Berlin. Druck: Vorwärts-Verlag und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW 68, Lindenstraße 3, Bierz 1, Billa 211.

## Theater, Lichtspiele usw.

**Dienstag 28. 2. 28**  
Staats-Oper  
Am Pl. d. Republ.  
7 1/2 Uhr  
**Schatzgräber**  
Staatl. Schauspiel  
am Gendarmenmarkt  
8 Uhr  
**Die Weber**

**Dienstag 29. 2. 28**  
Städtische Oper  
Bismarckstr.  
8-10 Uhr  
**Walküre**  
Staatl. Schillerth.  
Charlottenburg  
8 Uhr  
**Ende gut  
alles gut**

**Deutsches Theater**  
Norden 12 310  
Abonnementsbüro:  
Norden 10 338-39,  
17 1/2 U. Ende nach 10  
**Zwölftausend**  
Norden 12 310  
17 1/2 U. Ende nach 10  
Finden Sie, daß  
Constance sich richtig  
verhält?  
**Die Komödie**  
Bismarck 2414/7516  
8 1/2 U. Ende 10 1/2 U.  
Zum 25. Male:  
**Marcel Marceau**  
(Der Eunuch)

**Th. im Admiralspalast**  
Tägl. 8 1/2 Uhr  
**HALLER-REVUE**  
„Wann und wo“  
Planetarium am Zoo  
Veltag, Juchowstraße  
No. 1578  
16 1/2 Uhr  
**Venus, die Schwester  
der Erde**  
18, 19, 20, 21 Uhr:  
Sternimmel und  
Kalender  
Eintritt 1 M.  
Bade ext. 15 Jahre 1.50 M

**Wintergarten**  
8 Uhr  
Nur noch 2 Tage!  
**Freddy Rich**  
m. seinen 14 unerreicht. Künstlern  
Hierzu das große Variété-Programm.  
**Theater am Kottbusser Tor**  
Kottbusser Straße 6.  
Täglich 8 Uhr  
**Elite-Sänger**  
Februar in großer Form!  
Jeden Sonntag nachm. 3 Uhr:  
Große Familien-Vorstellung  
(ungekürzt)  
Volkspr. 0,40, 0,75, 1.-, 1,25, 1,50, 2,75 Mk.

**NEU ERÖFFNET**  
**PING-PONG**  
(Tisch-Tennis)  
Im Erweiterungsbau, 1. Etage, des  
Café König, Unter den Linden  
Unterricht gratis.  
Das frühere Restaurant Krziwanek  
ist als Tisch-Tennis-Café modern  
und elegant eingerichtet worden.  
Von der Diele unseres Cafés wurde  
ein Durchgang zu den neuen  
Räumen geschaffen, so daß man die  
Spielhalle von der Straße Unter den  
Linden 46 und ebenso auch von der  
Friedrichstraße und Mittelstraße  
erreichen kann. Von 10 Uhr  
morgens bis 3 Uhr nachts wird von  
erkrankten Meistern des Tisch-  
Tennis Spiels Gratis-Unterricht er-  
teilt. „Ping-Pong“ wurde zuerst in  
England gespielt und breitete sich  
von dort über halb Europa aus,  
hauptsächlich wohl wegen der jetzt  
so beliebten „schlanken Linie“, da  
dieses Spiel viel Bewegung und —  
was man beim Mensendiecken ver-  
misst — ebenso viel Vergnügen  
schafft. Es stehen dem Publikum  
20 Tische zur Verfügung, auch in  
unseren bestehenden Billardsälen  
haben wir einige solcher aufgestellt.

**BELEUCHTUNGS  
KÖRPER**  
AUCH  
BIS ZU  
18  
MONATS-RATEN  
**Raddatz & Co.**  
Berlin-Leipzigerstraße 122-123

**Volksbühne**  
Theater am Bölowplatz Th. am Schiffbauerdamm  
8 Uhr  
**Die Entkleidung  
des Antonio Carossa**  
8 Uhr  
**Schieber  
des Ruhms**

**Philharmonie**  
8 Uhr  
**KONZERT**  
des Philharm. Orch.  
Dirig. Prof. Dr. Felix  
M. Gatz  
Kyrie u. Agnus Dei  
Ex-dur-Messe-Schu-  
bert, Faust-St. Liszt  
**Residenz-Theater**  
8 1/2 Uhr:  
letzte 2 Vorstellungen:  
**Frühling am Rhein**  
Donnerstag, 1. März  
8 1/2 Uhr  
Erstaufführung  
**Schule der Liebe**  
Schwank in 3 Akten.  
Für Jugendl. verb.

**8 U. SCALA**  
Nollendorfstr.  
**Albertina Rasch-Girls**  
im Rahmen des großen  
**Variété-Programms!**

**Lustspielhaus**  
8 1/2 Uhr  
Guido Thielscher  
„Unter  
Geschäftsaufsicht“  
**Rose-Theater**  
Gr. Frankl.-Str. 102  
8 1/2 Uhr  
**Premiere  
Der Flicker**

**Thalia-Theater**  
Dresdnerstr. 72-73  
8 U.: Das Kamel geht  
durch das Nadelöhr  
**Renaissance-Theater**  
Steinplatz 901  
8,10 Uhr  
**Coeur Bube.**

**Reichshallen-Theater**  
8 Uhr, Sonntag nachm. 3 Uhr.  
**Stettiner Sänger**  
„Noites Wochenende“  
nachm. ermäß. Preise.  
**Dönhoff-Brettl!**  
Variété - Kabarett  
Tanz.  
**CASINO-THEATER** 8 Uhr  
Lothringstr. 37  
Nur noch wenige Aufführungen!  
**Die spanische Fliege.**  
Ausscheiden - Gutschein 1-4 Pers.  
Pateuil nur 1,10 M., Sessel nur 1,60 M.

# PROGRAMM für die Zeit vom 28. Februar bis 1. März

**BTL**  
**Potsdamer Straße 38**  
Der fröhliche Weinberg  
mit Lotte Neumann, Rud. Rittner  
**Rheinstraße 14**  
Herkules Maier  
mit Reinhold Schünzel  
**Odeon, Potsdamer Str. 75**  
So kößt nur eine Wienerin  
mit Evi Eva, Werner Fuesterer  
Dazu: Tom, der Rächer. 5 Akte  
mit Tom Tyler  
**Turmstraße 12**  
Da entlast' ich stehlen  
Komödie mit Lillian Harvey. Dazu:  
Familientag im Hause Prellstein  
6 Akte mit Erika Gläser  
**Alexanderstraße 39-40**  
(Passage)  
Der Sprung ins Glück  
mit Carmen Boni  
Dazu: Glück in der Pflanze  
**Th. am Moritzplatz**  
Beginn: W. 8,30, 7, 9,15. S. ab 8,00  
**Südwesten**  
Südwesten  
**Süden**  
Süden  
**Osten**  
Osten

**Luisen-Theater**  
Reichenberger Straße 34  
Aristen.  
Auf der Bühne: Die große Revue  
Hoppla, so lieben wir  
**Südwesten**  
**Film-Palast Kammersäle**  
Teltower Straße 1-4  
Königin Luise, II. Teil  
mit Mady Christians  
**Kolibri-Lichtspiele**  
Belle-Alliance-Platz 2  
Die Weber (Paul Wegner)  
Der Weiberfeind  
**Passage-Lichtspiele**  
Neukölln, Bergstraße 131-132  
John Gilbert in Die große Parade  
Auf der Bühne die Revue:  
Warum, weshalb, Wieso?  
Jugendliche haben Zutritt  
**Viktoria-Lichtbild-Th.**  
Frankfurter Allee 48  
Heinrich George in  
Die Leibelgenen ferner Lama La  
Piapto in Seidene Strümpfe  
Bühnenschau

**Schwarzer Adler**  
Frankfurter Allee 99  
Gustav Mond, Du gehst so still!  
Ferner: Der Anwalt des Herzens  
Bühnenschau  
**Concordia-Palast**  
Andreasstraße 64  
Das vierte Gebot  
Belprogramm  
Bühnenschau  
**Kammerlichtspiele**  
Friedrichstraße, Berliner Straße 18  
Schwere Jungen — leichte  
Mädchen  
Der geheimnisvolle Rächer  
**Pharus-Lichtspiele**  
Möllersstr. 142  
Der brave Soldat Schwejk an  
der Front  
An der Grenze des Todes  
**Alhambra Müllerstr.**  
Annie Laurie, Lillian Gish  
Auf der Bühne die große Revue:  
Das sowie  
**LSP**  
Lichtspiele am Senefelderplatz  
Wer wirft den ersten Stein  
Die Unschuld ohne Kleid

**Metro-Palast**  
Chausseestraße 30  
Der brave Soldat Schwejk an  
der Front  
Belprogramm u. Bühnenschau  
**Skala-Lichtspiele**  
Schönhauser Allee 60.  
Tom Mix: Die Panzerpost  
Wien, Wien, nur du allein und  
Bühne  
**Nordwesten**  
**Welt-Kino**  
Alt-Moabit 99 W. 8,18. Stg. 3 Uhr  
Deutsche Frauen — deutsche  
Treue  
Rivalen der Wildnis  
Jugendliche haben Zutritt  
**Gesundbrunnen**  
**Kristall-Palast**  
Prinzenallee 1-4  
Maorg  
**Marienbad-Palast**  
Badstraße 35-36  
Die Spielerei  
Der Herzogsdieb  
**Prinzen-Palast**  
Prinzenallee 42-43  
Im Luxuszug und Diebstahl

**Humboldt-Theater**  
Badstraße 19  
Richard Taubmads groß. Coup  
Erieholase in d. Fremdenlegion  
Pers. Vortrag von Oberstleutnant  
Neumann  
**„Alhambra“**  
Badstraße 58  
Im Luxuszug  
**Ballschmieder-Lichtsp.**  
Badstraße 16  
Königin Luise II Teil  
Belprogramm  
Bühnenschau  
Jugendliche haben Zutritt  
**Reinickendorf-Ost**  
**Linden-Lichtspiele**  
Residenzstraße 134 W. 7, 9, S. 3, 4, 7, 9  
Um Hommels willen (Harald Lloyd)  
Nur nicht locker lassen  
**Bürgergarten-Lichtsp.**  
Hauptstr. 51 und Lindauer Straße  
Das große, bekannt gute  
Schlagerprogramm  
**Pankow**  
**Palast-Theater**  
Breite Straße 21 a  
Der alte Fritz. 1. Teil  
(Friede)

**Tivoli-Lichtspiel-Th.**  
Berliner Straße 27  
Schlachtenbummler  
Dazu: Das Sündenschiff  
Bühne: Die Steppentänzer  
Arno und Sieghild  
**Charlottenburg**  
**Schlüter-Theater**  
Schlüterstr. 17  
Wochent. 7, 9,15. Sonnt. ab 4 Uhr  
Nur 3 Tage: Der alte Fritz  
(L. Ausk ang)  
Jugendliche haben Zutritt  
**Faun-Lichtspiele**  
Krumme Straße 37  
Das vollständig neue erst-  
klassige Schlagerprogramm  
**Emelka-Palast**  
Kurfürstendamm 68  
Uraufführung:  
Tragödie im Zirkus Royal  
**Siegwitz**  
**Titania-Palast**  
Schloßstr. 3, Ecke Gugsbuthstr.  
Beginn 6,30, 9  
Der Piccolo vom goldenen Löwen

# Von Galgen, Beil und Schwert Der KULTURSKANDAL der Todesstrafe

Aus den dunkelsten Zeiten der Menschheit.

Von Friedrich Wendel.

I.

Jedesmal, wenn aus der düsteren Enge der Gefängnisse der dumpfe Schlag des Richtbeils, das Aufzischen der Hochspannung des elektrischen Stuhls, das Knacken gebrochener Wirbelsäulen vermöge des drohenden Strichs hörbar wird, geht ein Frösteln durch die gesamte zivilisierte Menschheit.

Was erregt uns so an der Todesstrafe? Die widerlichen Begleitumstände ihres Vollzugs? Der stürzende Blutstrahl, der Geruch verfliegten Fleisches, das Jucken baumelnder Körper? Nein. Ein großer Prozentsatz der lebenden Menschheit hat im Kriege noch entsetzlichere Bilder, noch schrecklichere Dinge sehen müssen.

Die teuflische Folter, die in der Zeitspanne zwischen Verkündung des Todesurteils und dem Zupacken des Henkers liegt, eine teuflische Folter, der immerhin das Opfer des Mörders nicht ausgesetzt gewesen ist? Nein, auch sie nicht. Die Gräßlichkeit eines Mordes kann die Tortur des Wartens auf den Henker bei weitem übertreffen.

Das vielversprochene „Mitleid mit dem Mörder?“ Nein. Der an sich hochwertige Begriff des Mitleids ist leider kein zureichendes Mittel zur Lösung der Fragen, die hier in Betracht kommen.

Jener fittliche Grundsatz etwa, der gerade in unseren Tagen mit besonderer Schärfe formuliert worden ist, daß das Leben des einzelnen unter allen Umständen erhalten werden muß, also auch das des Mörders? Abermals nein. Die Preisgabe des eigenen Lebens beispielsweise im Interesse eines hohen sozialen Ideals erscheint auch unserer Zeit immer noch als Heldentum, auch wir bekennen uns zu dem Satz, daß das Leben nicht der Güter höchstes ist. Ging nicht vor Jahren eine Welle tiefster Erschütterung durch das deutsche Volk, als der damalige preussische Innenminister Severing der parlamentarisch erörterten Bedrohung seiner Person durch völkische Mordbanditen mit dem Wort begegnete: „Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens ist wohl ein altes Leben wert“?

Nein, das Frösteln der Kulturwelt vor der Todesstrafe hat andere Gründe!

Es verrät eine entscheidende innere Auflehnung gegen einen unhaltbar gewordenen Zustand, der Lösung vorgibt, wo keine zu erblicken ist! Es verrät tiefste Unzufriedenheit mit der juristischen Blumpheit, deren Blick immer noch von mittelalterlichen Nebeln umschleiert ist, es verrät die kritische Ablehnung eines Strafsystems, das dem äußeren Zeichen zu Liebe geht, weil es von der Beseitigung der Ursache eines Geschwürs nichts weiß, das den Mörder köpft, weil es den Mord nicht zu verhindern wußte, das im Grunde keine Verhinderung der Verbrechen kennt, sondern nur ihre Sühne.

Appell an alle anständigen Menschen: man mache Front gegen den irrsinnigen Grundsatz, daß mit der Hinrichtung eines Mörders der von ihm begangene Mord gesühnt sei! Es muß endlich einmal ausgesprochen werden, daß durch

wiedergutmacht? Aber viel wichtiger als dieses den Mörder und sein Opfer angehendendes Sühneverhältnis ist die moralische Rückwirkung der ganzen Sühnevorgang auf das geistige Leben der breiten Masse.

Der Begriff der Sühne deutet sich nach allgemeinem Sprachgebrauch und nach seinem pseudo-philosophischen In-



Salvator Rosa: Der Scharfrichter.

halt mit der Vorstellung einer Entföhnung, also der Entlastung von einer Schuld. Daß die Hinrichtung eines Mörders ihn von der Last seiner Mordtat entbindet, daß er sozusagen im Augenblick der vollzogenen Hinrichtung kein Mörder mehr ist, daß seine Tat ausgelöscht ist — das ist eine mystisch-nebelhafte Vorstellung, entsprossen mittelalterlich-theologischen Ideenwirrgängen, für die unsere Zeit nicht das geringste Verständnis mehr besitzt. In der Tat ist diese verworrene Sühntheorie auf theologischem Boden gewachsen. Sie entspringt der Vorstellung von einem Gott, der als eine Art Rechtswesens gedacht ist, das durch jedes Verbrechen beleidigt werden kann. Der beleidigte Gott kann aber auch veröhnt werden, im Fall eines Mordes durch die Hinrichtung des Mörders, die Versöhnung des beleidigten Gottes kommt der Sühne des Verbrechens gleich. Im Mittelpunkt der Sühntheorie steht, mehr oder minder verschleiert, nicht die geschädigte menschliche Gesellschaft, sondern der beleidigte Gott. Es ist demzufolge wichtiger, zu sühnen, als Verbrechen zu verhindern. Im Sühneprozess geht der Mörder die aktive Rolle eines Wiedergutmachers ein — die Gesellschaft ist zufrieden und lebt dem nächsten Mord entgegen! Die Rückwirkungen dieses ganzen Sühneunfugs auf die allgemeinen moralischen Vorstellungen liegen auf der Hand. Es genüge, ohne des langen und breiten auf alle ihre Konsequenzen einzugehen, ihre Rückwirkung auf die Disposition zum Verbrechen zu beleuchten. Nach Aussage von Gefängnisbeamten und -geistlichen sind Mörder meist gottgläubig eingestimmte Menschen. Das sagt selbstverständlich nicht das geringste gegen Religiosität und Gottesglauben. Aber man spüre dem verhängnisvollen Prozess, der sich da abspielt, in seiner Tiefe nach: welche Verwüstung, wie wiederholten, der Moral bedeutet es, wenn der Mörder und, was richtiger ist, der einem Mord Geneigte sich damit „trösten“ kann, daß er auch das fürchtbarste Verbrechen, die Ermordung eines Menschen selbst zu „sühnen“ imstande ist! Solche Ueberlegungen kommen einem Mörder gornicht? O, auch hier können Gefängnisbeamte und -geistliche sehr interessante Aufschlüsse geben!

Gewiß, das religiöse Empfinden kann sich an einem Mörder, der das Bewußtsein seiner fürchtbaren Schuld hat und diese Schuld durch seinen Tod vor Gott zu sühnen bereit ist, erbauen — die menschliche Gesellschaft hat leider nicht das geringste davon, sie ist nicht im geringsten vor neuen Morden gesichert, ja, der Begriff der Sühne, so seltsam das manchem im ersten Augenblick klingen mag, stellt sogar die Ermöglichung weiterer Morde dar! Die

menschliche Gesellschaft aber ist an nichts mehr, als an der möglichst vollkommenen Verhinderung von Verbrechen interessiert.

Wie weit die verhängnisvollen Auswirkungen der Sühntheorie gehen können, dafür gibt es ein ebenso komisches wie bezeichnendes Beispiel aus der Geschichte des Jahres 1848. In der verfassunggebenden Nationalversammlung Preußens hatte man im Juli 1848 die Aufhebung der Todesstrafe beschlossen. Mit wütendem Geschrei wandte sich die konservative Rechte gegen diesen Beschluß, ihr führendes Organ, die „Kreuzzeitung“, ließ folgenden kostbaren Erguß vom Stapel:

„Was ist denn der eigentliche Grund dieses vielen Getobes in Kammern und Kaffeehäusern über Abschaffung der Todesstrafe? Es ist die gemeine Furcht dieses Geschlechts vor dem Tode und seinem ernstesten Angesicht. Die Zeit des Ruhes und des Rechtsgefühls, die die Todesstrafe diktierte, traf zugleich die milde Sorge für das ewige Heil des Verurteilten, sandte ihm den mütterlichen Zuspruch der Kirche, der ihn nicht verließ bis aufs Schaffot, der den weltlichen Arm sogar zurückhielt, bis er sein Werk vollendet hatte. Im Angesicht des Todes ging dem unglücklichen Verbrecher ein neues Leben auf, die Schreden des ewigen Lebens weckten ihn zu ungeschminkter Buße, und als ein Geretteter ging hinüber, der verloren war. Die lebenslängliche Einsperrung dagegen kann fast nur zu tieferer Verstockung führen. Sie rückt das Ewige völlig aus dem Auge, stellt dagegen alle Güter des Lebens, deren der Gefangene für immer beraubt sein soll, nur desto lockender in den Vordergrund. Fragt doch einmal — wir leben ja in einer so äußerst ästhetisch gebildeten Zeit — bei der postlichen Gerechtigkeit an. Lest eine große Tragödie, lest einen tragischen Roman bis zu Ende, und dann diktiert dem Tode Verfallenen statt des Todes lebenslängliche Einsperrung zu, und ihr habt die ganze Väterlichkeit einer neuen Weisheit in lebensgroßer Figur vor Augen. Ich sage dreist: Die Poesie des Volkslebens heißt das Fortbestehen der Todesstrafe.“

Man lache nicht. Die Sache ist gar nicht so lächerlich, wie sie klingt. Im Grunde sind das genau dieselben Argumente, die auch in der heutigen Debatte über die Todesstrafe von den geistigen und politischen Nachfahren der „Kreuzzeitungs“-Partei für das Fortbestehen des Köpfens und Hängens ins Feld geführt werden. Die Befürworter der Todesstrafe, unter denen Deutschnationale und Zentrumslente an erster Stelle erscheinen, machen uns, den Gegnern der Todesstrafe, bekanntlich den Vorwurf, daß wir aus einem sentimentalischen Mitleid mit den Herren Mördern heraus die Todesstrafe abschaffen wollen. Liest man den zitierten „Kreuzzeitungs“-Artikel, so ergibt sich das reizvolle Bild, daß die Sache sich eigentlich umgekehrt verhält.

Wir leben im 80. Jubiläumsjahr des 48er Märzsturms. Vieles, was damals gesprochen und geschrieben worden ist,



Hinrichtung im 18. Jahrhundert.

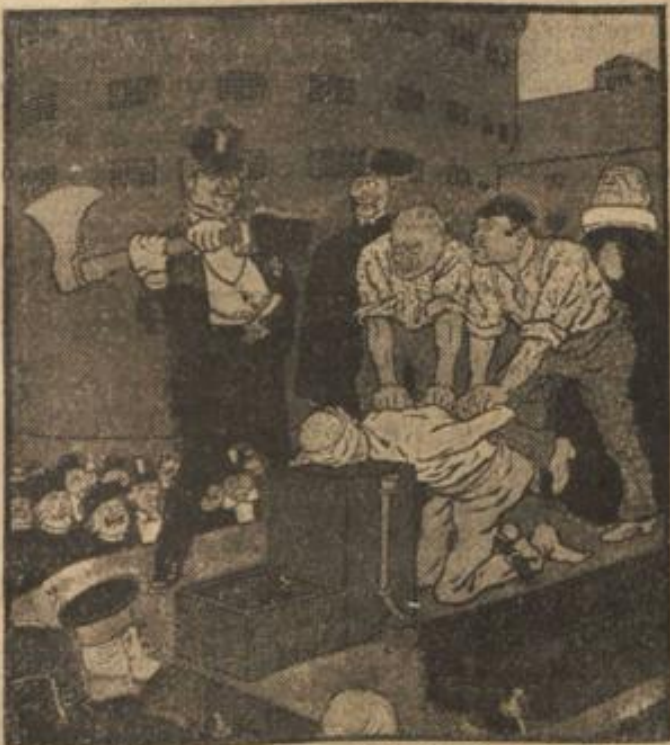
(Nach einem zeitgenössischen Stich.)

kommt uns heute ein wenig angestaubt vor. Was die brave „Kreuzzeitung“ zur Todesstrafe geschrieben hat, strahlt unverblühten Blickes auch in unsere Tage hinein! Es ist ein Stück Mittelalter, das in unsere Zeit hineinragt. Finstere Absicht erhält es, Gedankenlosigkeit läßt gewähren, wir aber wollen den fressenden Schaden aufdecken!

Justizreform. Der preussische Justizminister erhielt vor einiger Zeit einen Brief eines Abgeordneten, in dem ausgeführt wurde:

„... es darf daran erinnert werden, daß dem Richtsprechenden nach § 177 des Gerichtsverfassungsgesetzes lediglich die Zurechthaltung der Sitzung in der Sitzung obliegt.“

Da ist es wirklich höchste Zeit, daß wir ein neues Gesetzbuch bekommen.



„Nur ruhig, mei Kutester! Sin Se froh, daß Se ken Sozialdemokratesin, sonst ging's Ihnen noch viel ekliger.“ (Zeichnung von Th. Th. Heine im „Simplicissimus“ 1906.)

diese Sühntheorie schwere Verwüstungen auf dem Gebiet der öffentlichen Moral angerichtet werden! Anweisung um alles in der Welt wird durch die Hinrichtung des Mörders der von ihm begangene Mord gesühnt? Wird der Ermordete durch die Sühne des Hängens oder Köpfens ins Leben zurückgerufen, wird sonstiger durch das Mordverbrechen angerichteter Schaden durch die Hinrichtung

# DER SCHATZ DER SIERRA MADRE

VON B. TRAVEN

Nachdruck verboten © Copyright 1928 by Büchergilde Gutenberg, Berlin

Inhalt des bisher erschienenen Teils des Goldgräberromans „Der Schatz der Sierra Madre“: Dobbs ist in einer Stadt Mexikos auf der Suche nach Arbeit. Er findet nichts. Ein Herr in weißem Anzug, der sich gerade von einem Eingeborenen die Schuhe putzen läßt, schenkt Dobbs einen Peso, eine verhältnismäßig große Summe. Dobbs begibt sich nun in ein Logierhaus, in dem solche Leute zu übernachten pflegen, die nichts zu verlieren haben. Alle Nationalisten sind unter den Gästen vertreten, es kommen weiße, gelbe, schwarze, braune, rotbraune Gesichter an den Schaltern des Hausmeisters vorüber. Für einzelstehende Frauen und Mädchen sind besondere Baracken vorhanden. Meist waren es Küchenmädchen und Spülmädchen aus den Restaurants, die hier wohnten.

## I. Fortsetzung.

Die Männer hatten alle viel zu viel mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun, als daß sie sich um die Mädchen bekümmert hätten. Und die Mädchen schliefen in diesem Hotel, wo alles so offen und ungeschützt war, wie es sich nicht vorstellen läßt, sicherer als an manchen anderen Plätzen, die unter dem Namen „Gutes Familienhotel“ laufen. Die zerlumpte männlichen Schlafgäste des Osj Negro würden den Mann totgeschlagen haben, der es gewagt haben würde, sich zu den Mädchen hinzuzuschleichen und dort einen Unflug zu verüben.

Es waren Gäste in dem Hotel, die hier schon zwei, drei, ja sogar fünf Jahre wohnten. Da sie immer dasselbe Schlafgefährt innehatten, dieselbe Ecke bewohnten, so wohnten sie eigentlich ebenso sauber wie in einem Privathause. Nur ihre Schlafgefahren wechselten natürlich meist jede Nacht. Aber es kam vor, daß sich genügend Dauergäste zusammenfanden, die einen ganzen Raum für sich füllten. Das Leben für die Männer war viel freier als in einem Privathause. Sie konnten kommen, wann sie wollten, ohne die Wirtin wütend zu machen, sie durften gehen, wann sie wollten, ohne daß sich jemand um sie bekümmerte, und wenn sie schwer geladen heimkamen, so kümmerte sich erst recht niemand um sie.

Schränke gab es nicht in den Räumen. Die Sachen hängte man an Nägeln auf, die in die Holzwände getrieben waren. Manche Gäste, die schon länger hier wohnten und in Arbeit standen, packten ihre Sonntagsachen in eine große Holztruhe, die sie mit einem Vorhängeschloß verschließen konnten. Andre machten einen Ueberhang aus Sackelinen, um ihre Sachen vor Staub zu schützen. Wieder andere zogen kreuz und quer dicke Schnur über ihre aufgehängten Sachen, so fest, daß sich eine einzelne Hufe nur sehr schwer hervorziehen ließ. Es wurde selten gestohlen; denn wenn jemand etwas im Arm trug, wurde er von dem Hausmeister mißtrauisch betrachtet, und wenn der Hausmeister gar die Hufe kannte, daß sie einem andern gehörte, dann kam der Spitzhube schon gar nicht damit durch. Und die Hausmeister kannten die Joden und Hosen ihrer Dauergäste recht gut. Der Hausmeister saß ziemlich eng in seinem Raum, denn der Raum war vollgepackt mit allen möglichen Gegenständen. Kleine Bakete, kleine Schachteln, ganz kleine Handtaschen und solche Sachen, die sich kaum lohnten, daß man ihre Wege und Drahtschläge aufschloß, weil sie nur auf kurze Zeit hier abgegeben waren. Sie sollten in einer halben Stunde oder so abgeholt werden. Reiß wurden sie auch in der verarbeiteten Zeit abgerufen, manchmal aber lagen sie auch Wochen hier und waren von dem Besitzer vergessen worden, der plötzlich abgereist war, vielleicht als Seemann bis an das entgegengesetzte Ende der Welt. Denn wenn ein Schiff gerade rausfuhr und es fehlten Leute, so wurde der mitgenommen, der am schnellsten bereit war zu gehen und alles hinter sich im Stich ließ, gerade ging, wie er da stand.

Dann war in dem engen Raum noch ein hohes Regal mit Handtüchern, Seife und Seiflappen aus Bast für die Badegäste. Es gab nur Brausebäder. Jedes kostete fünfundsiebzig Centavos. Das Wasser war kalt und sehr knapp.

Dann stand da noch ein Regal für Briefe und allerlei Papiere. Es war alles verstaubt.

Endlich war da noch ein Geldschrank. Hier wurden die Wertgegenstände aufbewahrt, die von den Schlafgästen abgegeben wurden: Geld, Uhren, Ringe und Apparate, die Wert hatten. Unter solchen Apparaten waren Kompaß, Feldmessinstrumente und ähnliche Sachen, die Geologen oder Gold- und Silberfucher brauchten. Denn auch Leute, die solche Apparate hatten, kamen oft und tief herunter und landeten hier als Schlafgänger. Gewehre, Revolver, Angelgeräte hingen auch herum.

Vor sich auf der kleinen Ecke des Tisches, die noch frei geblieben war von Papieren, Baketen und Schachteln, lag das dicke Fremdenbuch. Hier wurde jeder Hotelgast eingeschrieben. Nur der Familienname und die Bettnummer sowie die bezahlte Summe. Wie der Gast sonst noch hieß, welche Nationalität er besaß, welchen Beruf, welches Ziel und woher er kam, das interessierte den Hotelbesitzer gar nicht. Noch weniger interessierte sich die Polizei dafür, die sich das Buch nie ansehen kam. Das Buch interessierte bestenfalls nur noch die Steuerbehörde, wenn der Hotelbesitzer nachweisen wollte, daß man seine Einnahmen zu hoch festgesetzt hatte. Nur da, wo viel überflüssige Beamte herumlaufen und vom Staate bezahlt werden, kümmert sich die Polizei um jeden Dreck und will bis auf die Farbe des einzelnen Haars einer Barze wissen, wer der Hotelgast ist, woher er kommt, was er hier tun will und wohin er zu gehen beabsichtigt. Die Beamten mühten ja sonst nicht, womit sie sich beschäftigen sollten, und die Steuerzahler würden bald herausfinden, daß man sie nicht nötig hat.

Dobbs kam hinein zu dem Hausmeister, legte seinen Peso auf den Tisch und sagte: „Dobbs, für zwei Nächte.“

Der Hausmeister blätterte in dem Buche herum, bis er ein leeres Bett fand, schrieb „Dobbs“, weil er nicht richtig verstanden hatte und so höflich war, noch einmal zu fragen, und sagte dann hinzu: „Raum sieben. Bett zwei.“

„Gut,“ sagte Dobbs und ging seiner Wege. Er hätte sich gleich hinlegen dürfen, den Rest des Nachmittags, die ganze Nacht, den ganzen folgenden Tag, die darauffolgende Nacht und den ganzen nächsten Vormittag bis zwölf Uhr durchschlafen dürfen, wenn er gewollt hätte. Aber er hatte Hunger und mußte auf die Jagd gehen über auf den Fischfang.

Die Fische bißen aber nicht so leicht an. Es gab ihm niemand anzuwerfen. Dann sah er vor sich einen Herrn im weißen Anzug gehen. Er holte ihn ein, murmelte etwas, und der Herr gab ihm fünfzig Centavos.

Mit diesen fünfzig Centavos ging Dobbs erst einmal zu einem Chinesen, um zu Mittag zu essen. Mittag war zwar längst vorbei. Aber es gibt immer Mittagessen beim Chinesen, und wenn es schon zu spät ist, daß man es noch Comida Chorrada nennen könnte, dann nennt man dasselbe Essen eben einfach Cena, und das ist dann Abendessen, wenn es auch kaum vier Uhr von der Kathedrale geschlagen hat.

Dann ruhte sich Dobbs ein wenig auf der Bank aus, und endlich dachte er an Kaffee. Er pirschte wieder eine Weile vergebens, bis er einen Herrn im weißen Anzug sah. Und der Herr gab ihm fünfzig Centavos. Ein Silberstück.

„Ich habe Glück mit Herren im weißen Anzug heute,“ sagte Dobbs und ging zu dem runden Kaffeestand an der Seite der Plaza de la Libertad, die dem Zoll- und Passagierhofen am nächsten lag.

Er setzte sich auf den hohen Barstuhl und bestellte ein Glas Kaffee mit zwei Hörnchen. Das Glas wurde zu drei Viertel mit heißer Milch gefüllt und dann schwarzer heißer Kaffee draufgegossen, bis das Glas bis an den Rand gefüllt war. Dann wurde ihm die Zuckerdose hingestellt, die zwei schönen braunen Kreuzhörnchen und ein Glas Eiswasser.

„Warum habt ihr Banditen denn den Kaffee schon wieder um fünf Centavos erhöht?“ fragte Dobbs, dabei verührte er den Berg Zucker, den er sich in das Glas geschüttet hatte.

„Die Unkosten sind zu hoch,“ sagte der Kellner, während er sich



Der Hausmeister saß ziemlich eng . . .

mit einem Zahntoilette im Runde herumfuhrwerte und sich dann gelangweilt gegen die Bar lehnte.

Dobbs hatte die Frage nur gestellt, um etwas zu sagen. Für ihn und seine Gleichgesinnten machte es zwar sehr viel aus, ob der Kaffee fünfzehn oder zwanzig Centavos kostete. Aber er regte sich über die Preiserhöhung nicht auf. Wenn er fünfzehn Centavos ausbringen konnte, dann konnte er auch zwanzig ausbringen, und wenn er keine zwanzig machen konnte, dann fehlten ihm auch die fünfzehn. In Grunde genommen war es also ganz gleich.

„Ich kaufe keine Lohse,“ verflucht noch mal, ließ mich endlich zufrieden,“ rief er dem Indianerjungen zu, der ihm schon seit fünf Minuten die langen dünnen Fahnen der Lotterielose vor der Nase herumgeschwenkt.

Aber der Junge ließ sich so leicht nicht abwenden:

„Ist die Lotterie des Staates Michoacan. Sechzigtausend Pesos der Hauptgewinn.“

„Nach endlich, daß du fortkommst, du Räuber, ich laufe kein Los.“

Dobbs tauchte sein Hörnchen in den Kaffee und schob es in den Mund.

„Das ganze Los ist nur zehn Pesos.“

„Hundesohn, ich habe keine zehn Pesos,“ Dobbs wollte einen Schluck Kaffee trinken, aber das Glas war zu heiß, er konnte es nicht anlassen. „Dann nehmen Sie doch nur ein Viertel, das ist zwei Pesos fünfzig.“

Dobbs hatte sehr geschickt das Glas an den Mund gebracht. Aber als er jetzt gerade trinken wollte, verbrannte er sich die Lippen, so daß er das Glas rasch wieder hinschleichen mußte, weil es ihm durch das lange Halten in den Fingern zu heiß geworden war.

„Wenn du jetzt nicht sofort machst, daß du mit deinen gestohlenen Losen zum Teufel gehst, dann gieße ich dir das Wasser ins Gesicht.“

Dobbs sagte es diesmal wütend. Nicht aus Wut über den geschäftstüchtigen Jungen als vielmehr aus Wut, daß er sich die Zungenspitze verbrüht hatte. In seiner Zunge konnte er seine Wut nicht auslassen, auch nicht an dem Kaffee, den zu vergießen er sich wohl hätte. Darum ließ er seine Wut an dem Jungen aus.

Der Junge machte sich nicht viel daraus. Er war solche Wutausdrücke gewöhnt. Auch war er ein guter Kaufmann, der seine Leute kannte. Wer hier um diese Zeit Kaffee trank und zwei

Hörnchen dazu essen konnte, der war auch imstande, ein Lotterielos zum Besten des Staates Michoacan zu kaufen.

„Dann nehmen Sie doch nur ein Zehntel, Senjor. Kostet nur einen Peso.“

Dobbs nahm das Glas mit dem Eiswasser auf und schickte dabei zu dem Jungen hin. Der Junge sah es, ging aber nicht vom Fleck.

Dobbs trank einen Schluck von dem Wasser. Der Junge schwenkte ihm dabei seine Fahnen mit den Losen vor der Nase herum. Mit einem Schwupp hatte ihm Dobbs das Wasser ins Gesicht geschüttet, und die Lohse triefte vom Wasser.

Der Junge war aber nicht wütend darüber. Er lachte nur, schüttelte das Wasser aus den Losen und strich sich mit dem halben Handrücken das Wasser von seinem zerlumpte Hemd herunter. Diesen Wasserguß betrachtete er mehr als einen Ausdruck freundschaftlicher Geschäftsanbahnung, denn als ein Zeichen unpersonlicher Feindschaft. In seinem kleinen Kopf hatte sich einmal die Meinung festgesetzt, daß derjenige, der ein Glas Milchtrank trank und zwei Hörnchen dazu essen könne, auch ein Los kaufen müsse, um durch einen Lotteriegewinn diese Ausgabe wieder hereinzubekommen.

Das größte Glas Kaffee geht einmal mit seinem Inhalt zu Ende. Dobbs drückte den letzten Tropfen heraus, der nur herauszuholen war, ohne das Glas zerbrechen zu müssen. Endlich war auch die letzte Krume der schönen Hörnchen aufgeschickt, und Dobbs gab seinen Fünfzigern hin, um zu zahlen. Er bekam fünfzig Centavos heraus, in einem kleinen Silberstück. Darauf schien der Junge nur gewartet zu haben.

„Kaufen Sie doch ein Zwanzigstel von der Monterrey-Lotterie, Senjor. Kostet nur zwanzig Centavos. Hauptgewinn zwanzigtausend Pesos. Da nehmen Sie das. Das ist eine gute Nummer.“

Dobbs wiegte das Silbermünzchen in der Hand. Was sollte er damit machen? Zigaretten kaufen. Er hatte gerade jetzt noch kein Kaffee keinen Geschmack auf Zigaretten. Lotterielos war weggefallen. Immerhin, was ist weg. Und man konnte ein paar Tage hoffen. Es dauerte ja nicht viele Monate, sondern immer nur ein paar Tage, bis die Ziehung war.

„Na, gib her dein Los, du Hundesohn. Nur damit ich dich endlich nicht mehr mit deinen Losen sehe.“

Stiftetig rief der kleine Kaufmann das Zwanzigstel von der langen Fahne herunter. Es war ganz hauchdünnes Papier. So dünn, daß der Druck auf der rückwärtigen Seite ebenso stark war wie auf der Vorderseite.

„Das ist eine sehr gute Nummer, Senjor.“

„Warum spielst du sie denn da nicht selbst?“

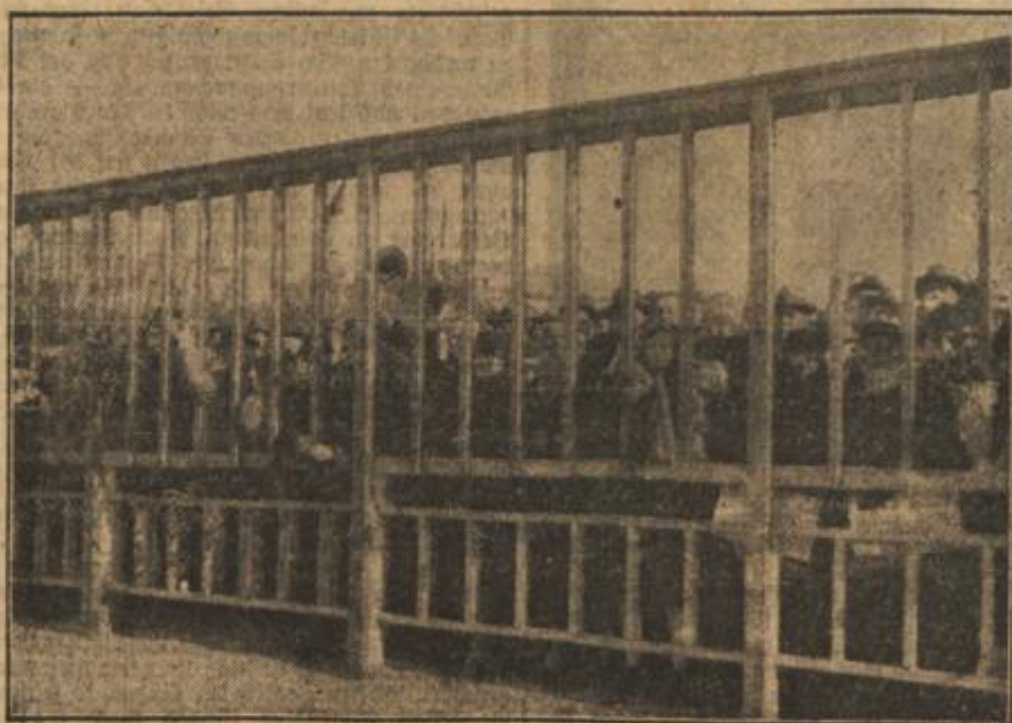
„Ich habe nicht das Geld dazu. Da ist das Los. Diesen vielen Dank, Senjor. Beehren Sie mich beim nächsten Mal.“

Dobbs schob sein Los ein, ohne sich die Nummer anzusehen. Dann ging er baden. Das war ein weiter Weg. Raus, weit hinter dem Cementerio. Dann den Berg hinunter zum Fluß. Ehe man herankam, mußte man über Kanäle und Pfähen springen und durch sumpfartige Stellen waten.

Im Wasser tummeln sich schon Dutzende von Indianern sowie von Weibern, die auf der gleichen gesellschaftlichen Stufe standen wie Dobbs und von dem Leben, was andere abfallen ließen. Badehöfen hatte niemand. Aber es war auch niemand da, der sich darum bekümmert hätte. Es gingen sogar Frauen und Mädchen an diesen Badestellen vorüber, die nichts Besonderes darin sahen, daß die Männer hier ganz unbekleidet badeten, und auch mit keinem Gedanken daran dachten, Vergernis oder Anstoß daran zu nehmen. Freilich, die feinen amerikanischen oder europäischen Frauen hätten es unter ihrer Würde gefunden, hier vorbeizugehen. Die standen oben auf der Höhe, auf den Balkonen und in den Fenstern ihrer Häuser mit guten Prismengläsern und sahen den Badenden zu. Die Damen, die nicht hier wohnten, sondern auf der anderen Seite der Avenida Hidalgo, in der Colonia Guadalupe und in den anderen Kolonien, die setzen sich von Damen, die hier wohnten, zum Tee einladen. Jede Dame brachte ihr Prismenglas mit, um sich die weite Landschaft von der Höhe aus zu betrachten. Denn die Aussicht war sehenswert. Darum hieß die Kolonie hier auch Colonia Buena Vista.

Das Baden war erfrischend, und Dobbs sparte fünfundsiebzig Centavos, die er für das Brausebad im Hotel hätte bezahlen müssen. Aber das Baden hatte auch wieder seine Schattenseiten. Da waren die Riesentaschenkrebse, die im Schlamm saßen. Und diese Krebse dachten zuwelen, die Leber der Badenden seien gutes Fleisch, das man nicht verachten dürfe. Es wickelte ganz vertieft, wenn so ein guter oder ausgewachsener Krebs ordentlich zupackte und mit der Zehne abrücken wollte. (Fortsetzung folgt.)

## Kein Menschenkäfing . . .



sondern Leser der Hugenberg-Presse, die sich die Köpfe einstoßen, um durch ein Gitter wenigstens die bunte Mütze eines exotischen Monarchen zu sehen.

# Sport und Spiel

## Nachlese aus St. Moritz.

Eine Kritik der Winterspiele.

Nach während der Olympischen Winterspiele in St. Moritz wurden recht kritische Stimmen über diese Veranstaltung laut. Jetzt findet sich im Züricher „Sport“, dessen Chefredakteur Buchli zugleich Obmann der Presseorganisation bei den Winterspielen war, eine Kritik dieser Spiele, die große Schlaglichter wirft auf die Mängel der Veranstaltung. Das Schweizer Blatt schreibt:

„Nach der Besucherhochflut der letzten olympischen Tage ist man auch in der Engadiner Wintersportmetropole wieder zum normalen Betrieb zurückgekehrt. Dafür werden die II. Olympischen Winterspiele um so länger noch Diskussionssthema sein. Waren sie ein Erfolg? Haben sie das gebracht, was man von ihnen erhoffte? Wohnte sich all die viele Mühe und Arbeit, welche Führer und Funktionäre hinter sich haben? Wohnten sich die großen Summen, welche ausgegeben wurden? Schon lange vor St. Moritz wußte man, daß es da und dort kriselte, daß das Organisationsystem des internationalen Olympismus an den Zeitercheinungen ebenso wenig unberührt vorübergehen konnte, wie irgend etwas. Bereits seit einigen Jahren haben die internationalen Verbände aufgemerkt und teilweise die unbedingte Gefolgschaft aufgegeben. Wenig hätte gefehlt, so hätten die II. Olympischen Winterspiele ohne die Eislauf-Konkurrenzen durchgeführt werden müssen, denn

am unbedingtesten benahm sich die Internationale Eislauf-Vereinigung.

Wir möchten jenen Bestimmten nicht unbedingt beistimmen, welche St. Moritz und Amsterdam als die letzten Olympischen Spiele der modernen Zeitrechnung bezeichnen. Das aber steht zweifellos fest, daß eine Krise des modernen Olympismus begonnen hat. Tatsächlich hat sich denn auch herausgestellt, daß es ungerechtes verlangen heißt, will man von einem, gegenüber einer Weltstadt wie Paris, Berlin oder Amsterdam doch recht kleinen Orte wie St. Moritz dasselbe verlangen an Aufwendungen aller Art. Das bewies einmal und vor allem, was hinsichtlich Unterkunft usw. für die sogenannten Offiziellen verlangt wurde. Man greife sich an den Kopf, wenn man weiß, daß

auf ungefähre 1000 Wettkämpfer über 500 „Offizielle“

anwesend waren. Man hatte deshalb nicht so sehr unrecht, wenn man von einem Offiziellen-Unsinn sprach. Das gleiche galt für die Beanspruchung der Tribünenplätze usw. für alles mögliche und unmögliche. Der ganze Apparat war zu groß und ermangelte zu sehr der Einfachheit, wie er sonst sportlichen Festen so sehr wohl ansteht.

Ueber die Organisation wären Bände zu schreiben. Das Kind des Anstoßes war vor allem die Internationale Eislauf-Vereinigung. Und bei ihr ist es schwer, da und dort nicht an Absicht zu glauben, es sei denn, daß

diese Eislauf-Herren wirklich so ungeheuerlich eingebildet

und von sich selbst eingenommen sind, daß sie auf niemanden Rücksicht nehmen zu müssen glauben. Es scheint, daß man in den internationalen Verbänden die Presse wohl gerne für die Propaganda benutzt, daß man sich aber sonst einen Teufel um sie schert. So war es möglich, daß man stundenlang auf die Stilergebnisse wartete, weil der Internationale Ski-Kongress sich

auf einen Ausflug begeben hatte (!) und zu wenig Personal für die Rechnungsarbeit vorhanden war, was wiederum dazu führte, daß Resultate nach ihrer Publikation wieder abgeändert wurden. Von den Funktionären der Eislauf-Vereinigung war überhaupt nichts herauszubekommen. Bei den Eisläufen konnte man wenigstens einen „Wachposten“ aufstellen, der sich für die Presse die Ergebnisse notierte. Aber bei den Kunstläufen konnte man sehen, wie man zu seiner Sache kam. So schloß beispielsweise ein Funktionär die Resultate des Paarlaufens einfach weg. (!) Wochte die Presse sehen, wie sie dazu kam. Trohden der Presse dienst fortwährend mehrere Leute unterwegs hatte, die stundenlang nach all diesen Funktionären suchen konnten, die sich irgendwo sorgfältig vergnügten, mußte man die Informationen sozusagen zusammenhehlen oder aus den Fingern saugen. Nur schade, daß man das da und dort St. Moritz antreibt, das wirklich schußlos ist und mit dieser Sache nicht das geringste zu tun hat.

Demnach scheint die Winter-Olympiade eine Angelegenheit von Leuten gewesen zu sein, die die Veranstaltung als eine angenehme Abwechslung ansehen. Der Sport kam erst eine ganze Weile später!

### Finale im Sportpalast.

Kanadisches Eishockey.

Mit einem grandiosen Eishockeymatch der Toronto University Graduates, der kanadischen Olympialieder im Eishockey, fand die Eislaufsaison gestern im Berliner Sportpalast ihr Ende.

Nach den fabelhaften Spielen der Kanadier an den Vortagen gegen die Schweizer Mannschaft und die Internationalen des BSC, bekam das überfüllte Haus ein echtes kanadisches Eishockeywettbewerb zu sehen, das die A- und B-Mannschaft der kanadischen Studenten aus das Eis brachte. Das Spiel, das in einem unerhörten Tempo vom Anfang bis zum Schlußpfiff geführt wurde, schuf eine Stimmung, die zeitweilig den bekannten Siebelpunkt weit überschritt. Das Publikum raste förmlich Beifall, und das mit Recht. Jeder einzelne der kanadischen Gäste ein Künstler. Herrlich, wenn die großen, gebräunten Gestalten des Heimatlandes des Eishockeys über die blanke Fläche stürmten, dribbelten, fintzierten, keine Chance ungenutzt ließen und die Scheibe mit ungeheurer Wucht gegen das Goal knallten. Dann die Arbeit der beiden Torhüter Sullivan und Mueller. Mit eiserner Ruhe ließen sie den Gegner anlaufen, waren jeder Situation gewachsen, fingen die Scheibe mit der Hand, dem Schlittschuh, dem Körper ab.

Das Spiel, das in drei Teilen ausgetragen wurde, brachte den Sieg der A-Mannschaft mit 5 : 4 Toren.

### Und wieder Radrennen!

Die Saison im Sportpalast.

Am kommenden Sonntag beginnt im Sportpalast die zweite Winter-Radrennsaison, die eingeleitet wird durch ein international besetztes Dreistunden-Mannschaftsrennen. Bisher sind verpflichtet die ausgezeichnete französische Mannschaft Louet-Brunier (die auch am 20. Berliner

Sechstagerrennen teilnahm), ferner die beiden starken Belgier Caris und Albert Wares und die deutsch-französische Verbindung Rütz-Rautan, die bekanntlich mehrere große Mannschaftsrennen in Deutschland zu gewinnen vermochte. Die Wochentage nach dem 4. März bringen im Sportpalast Veranstaltungen des Bundes Deutscher Radfahrer, der Deutschen Radfahrer-Union und der Reichsathleten. Am 9. März erfolgt dann der Start zum 20. Berliner Sechstagerrennen. Die Teilnehmerliste nennt bisher folgende elf Paare: Ehmer-Kroschel, Riethe-Buschmagen, Binari-Seiferth, L. Bouet-Brunier, Lorenz-Frankenstein, van Kempen-Tiek, Wambst-Dacquehan, Kausch-Hürtgen, Demolf-Rieger, Tonani-Dinale, Duray-Coris.

### Fußball / Handball / Hockey.

Die letzten Spielergebnisse.

Fußball: Wohl wenige der sehr zahlreichen Zuschauer hatten an einen so glatten Sieg der Trepower über den Berliner Sportverein 22 gedacht. Bis zur Pause (0:0) vermochten sich die Sportvereiner noch zu halten. Dann kam Trepow mehr und mehr auf, bis es zum Schluß 6:0 lautete. M. Blencke hat den Punktverlust der sehr unsicheren Hintermannschaft zu verdanken. Mit 4:2 blieb Sparta siegreich. Mit dem gleichen Resultat gewann Nichtenberg III gegen Berliner Sportverein 16, Adlershof und der Verein für Bewegungsspiele trennten sich 0:0. Ebenfalls unentschieden (1:1) war der Kampf zwischen Weißensee und Nichtenberg I. Eine sehr harte Kugel gab Stralau keinen Anhängern zu knaden. Gelsen bischen die sehr linken Johannisthaler mit 3:2 wenn auch knapp, so doch verdiente Sieger. Vorwärts 20 hatte gegen Merkur viel Glück (3:1). Baumhufenweg gegen Reichen-dorf 2:3. Rudow gegen Kaulsdorf 4:1. Britannia gegen Fichte-Südost 0:3. Im Norden befindet sich Adler 08 in Höchstform. Nordbsta wurde mit 6:1 glatt geschlagen. Fichte-Nord gewann gegen Schönholz 8:1. Allerdings trägt die überaus hohe Revolvier einiger Schönholzer die Hauptschuld an der hohen Niederlage. Teutonia schlug Fichte-Gesundbrunnen 6:0. Adler 12 glaubte es sich erlauben zu dürfen, gegen Teufel 24 mit zahlreichem Erfolg antreten zu können. So blieb die Strafe auch nicht aus. Mit 6:2 blieben die Teufel Sieger. Amateure gegen Minerva 2:8. Sparta-Webbing gegen Wacker 20 1:1. Spandau gegen Bernau 0:0. Panfow 08 gegen Wittenau 6:3.

Handball. Der schöne Sonntag brachte richtiges Spielwetter, leider waren einige Plätze nicht in guter Verfassung. In Reußlin, Dammweg, standen sich Reußlin 2. Abt. und Adlershof gegenüber. Reußlin war in der ersten Halbzeit überlegen, trotzdem konnte Adlershof ein Tor anbringen. In der zweiten Halbzeit war das Spiel ausgeglichener, jedoch war Reußlins Sturm schußfreudiger und konnte so die Punkte mit 2:1 einheimen. Bei den 2. Mannschaften war Adlershof glücklicher und konnte mit 3:1 (0:1) gewinnen, während sich die Frauen torlos trennten. Etwas mehr Glück hatte die 1. Abt., die Sparta knapp mit 1:0 (1:0) abfertigen konnte. Spandau konnte in den 3 Spielen 26 Tore buchen. Die 1. Mannschaft fertigte die Brandenburger Sportler mit 16:2 (6:0) ab, während die 2. Mannschaft gegen Groß-Berlin-Webbing 11:10:2 gewann. Auch hier verlor das Frauenpiel torlos. Fichte 3. Abt. gewann gegen Brandenburg 2. Abt. mit 6:4 und Fichte 7. Abt. gegen Schmargendorf 7:4 (5:1). Die Frauenmannschaften 3. Abt. und Nichtenberg 2. Abt. trennten sich mit 1:1 (1:0), Fichte-Nord hatte sich vorgenommen, Groß-Berlin-Webbing zu schlagen; das Resultat 6:0 (3:0) kam aber doch unerwartet. Bei den Frauen verlor das Spiel gegen Fichte 9 A auch wieder torlos. Groß-Berlin-Süden war in Romawes, mußte aber die Punkte dalassen. Romawes gewann mit 6:4 (1:1).

Hockey. Die Freie Turnerschaft Charlottenburg konnte gegen die Freie Turnerschaft Schönholz 1 ein Unentschieden 3:3 erzwingen, und zwar verdient. Beide Mannschaften legten von Anfang an ein sehr schnelles Tempo vor, was aber den Schönholzern auf dem sehr schweren Boden zum Verhängnis wurde. Der Sturm von Schönholz zeigte nicht die gewohnte Geschlossenheit, so daß die Charlottenburger vor der Pause das Spiel in der Hand hatten und 2:1 führten. Aber nach dem Seitenwechsel machte sich bei Charlottenburg die alte Schwäche geltend; sie ließen sich vollkommen einschüchtern, und dies ausnützend, hoß Schönholz zwei Tore auf und führt nun 3:2. Aber im letzten Viertel spielten sich die Charlottenburger wieder frei. Ein großer Schütze des Schönholzer Verteidigers, und das Ausgleichtor ist gefallen. Das Spiel ist nun bis zum Schluß verteilt, ohne daß weitere Erfolge erzielt wurden. — Der Stand in der Gruppe A ist nunmehr folgender: Freie Turnerschaft Schönholz, 11 Spiele, 8 gewonnen, 2 unentschieden, 1 verloren, 18:4 Punkte. TTB. Panfow, 12 Spiele, 6 gewonnen, 2 unentschieden, 4 verloren, 14:10 Punkte. U.S.B. Fichte-West, 8 Spiele, 5 gewonnen, 1 unentschieden, 2 verloren, 11:5 Punkte. Freie Turnerschaft Groß-Berlin, 9 Spiele, 5 gewonnen, 1 unentschieden,



## Kunstvoll komponiert

und daher gut ist eine Zigarette, wenn Einsicht in das Wesen und den Zusammenhang der zahllosen Tabaksorten am Werke war.

Ebler Tabak und sorgfältige Fabrikation sind grundlegende Voraussetzungen. Erst die Leistung des denkenden Kopfes, des sachlichen Talents aber verleiht der Mischung jene Geschmacks-eigenart, die Waldorf-Astoria-Zigaretten von anderen unterscheidet und hervorhebt.~

# OBERST 5A

Waldorf- „NEUE ARBEIT“ Astoria

